

Nachrichten

DER GIESSENER HOCHSCHUL-
GESELLSCHAFT

Neunter Band · Drittes Heft

I N H A L T

Aus den Gießener Papyrussammlungen · Von
Karl Kalbfleisch * Rings um Manon Lescaut
1933 · Von Kurt Glaser * Samuel Dodsworth
bereist Europa · Von Walther Fischer * Der
Pflanzenschutz in Wissenschaft und Praxis
Von Otto Appel * Angebotene Vorträge

1 9 3 3

VERLAG VON ALFRED TOPELMANN
IN GIESSEN



Nachrichten
der
Gießener Hochschulgesellschaft

Neunter Band

1932/1933

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

Brühl'sche Universitäts-Buch- und Steindruckerei, R. Lange in Gießen

Inhalt:

Heft 1

	Seite
D. Behaghel: Die Anredeform	3—5
A. Göze: Frau und Mann in der Sprache	6—11
F. Stroh: Die rheinfränkische Sprachlandschaft	12—22
R. Vanselow: Hundert Jahre Gießener Forstinstitut	23—32
R. Sudhoff: Ludwig Thudichum	33—45
G. Lehnert: Carl Vogts Enthebung von seiner Gießener Professur	46—52

Heft 2

H. L. Graef: Protokoll der Hauptversammlung v. 28. Mai 1932	3—10
F. Taeger: Das Zeitalter der römischen Revolutionen	11—30
A. Jesionek: Das Licht- und Sonnenbad	31—46
P. Röttgen: Die Feststellung der Düngebedürftigkeit des Kulturbodens von den ersten Anfängen des Ackerbaues bis zur Gegenwart.	47—65

Heft 3

R. Kalbfleisch: Aus den Gießener Papyrusfassungen	5—17
R. Glaser: Rings um Manon Lescaut 1933	18—30
W. Fischer: Samuel Dodsworth bereist Europa	31—42
D. Appel: Der Pflanzenschutz in Wissenschaft und Praxis	43—54
Angeborene Vorträge	55—58

Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ werden von dem Vorstand der Gesellschaft herausgegeben. Sie erscheinen unter der Leitung von Universitäts-Professor Dr. Alfred Göze in Gießen, Ludwigstraße 45.

Inhalt

Seite

1. Einleitung	1
2. Die Bedeutung der Arbeit	15
3. Die Entwicklung der Arbeit	35
4. Die soziale Lage der Arbeiter	55
5. Die Forderungen der Arbeiter	75
6. Die Organisation der Arbeiter	95
7. Die Zukunft der Arbeit	115

Seite

8. Die soziale Lage der Arbeiter	135
9. Die Forderungen der Arbeiter	155
10. Die Organisation der Arbeiter	175
11. Die Zukunft der Arbeit	195
12. Die soziale Lage der Arbeiter	215
13. Die Forderungen der Arbeiter	235
14. Die Organisation der Arbeiter	255
15. Die Zukunft der Arbeit	275

Seite

16. Die soziale Lage der Arbeiter	295
17. Die Forderungen der Arbeiter	315
18. Die Organisation der Arbeiter	335
19. Die Zukunft der Arbeit	355
20. Die soziale Lage der Arbeiter	375
21. Die Forderungen der Arbeiter	395
22. Die Organisation der Arbeiter	415
23. Die Zukunft der Arbeit	435

Die soziale Lage der Arbeiter ist ein Thema, das in der Geschichte immer wieder auftritt. Die Arbeiter haben sich immer mehr organisiert und ihre Forderungen laut gemacht. Die Organisation der Arbeiter ist ein wichtiger Schritt zur Verbesserung ihrer Lage. Die Zukunft der Arbeit ist ein Thema, das uns alle betrifft. Wir müssen uns Gedanken über die soziale Lage der Arbeiter machen und versuchen, ihre Lage zu verbessern.

Aus den Gießener Papyrusammlungen.

Von Karl Kalbfleisch.

Die Gießener Hochschulgesellschaft hat unsere Papyrusammlungen durch große Erwerbungen und reiche Spenden so nachhaltig gefördert, daß es als eine Pflicht der Dankbarkeit erscheint, an dieser Stelle von Zeit zu Zeit über die Fortschritte unserer Arbeiten und Veröffentlichungen zu berichten.

I.

Wie in allen vergleichbaren Sammlungen treten auch bei uns die literarischen Stücke an Zahl und Umfang weit hinter den Urkunden zurück. Immerhin hat das von Professor Glaue in Jena (früher in Gießen) veröffentlichte längere Stück einer Erklärung von 1. Mos. 1, 28 einiges Aufsehen erregt¹⁾. „Gott segnete Mann und Weib und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch untertan und herrschet über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alles Vieh und die ganze Erde und alles Getier, das auf der Erde kriecht“ — das bedeutet nach dieser Erklärung etwa folgendes: „Entwickelt die von dem Schöpfer in euch gelegten Anlagen der Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend.“ Die Erde ist der Leib des Menschen, der zu Lüsten und Leidenschaften treibt: ihn soll der Fromme beherrschen. Die Fische unter dem Wasserspiegel sind die heimlichen Gedanken, die Vögel sind die geflügelten Worte, die die Gedanken zum Ausdruck bringen, das Vieh und die kriechenden Tiere sind das Tierische im Menschen: der Fromme soll sie alle beherrschen, er darf sich nicht von ihnen beherrschen lassen. Es ist nach dieser Auffassung ein geistiger Segen, den Gott der Herr über das erste Menschenpaar ausgesprochen hat; von der natürlichen Bedeutung jenes Segens ist in dem umfangreichen Stück mit keinem Wort die Rede. Das paßt gut zu dem Manne, dem der gelehrte Herausgeber diesen Fund aus gewichtigen Gründen zugeschrieben hat, zu Origenes, dem

¹⁾ Ein Bruchstück des Origenes über Genesis 1,28, bearbeitet von Paul Glaue, Gießen 1928.

großen Kirchenlehrer des 3. Jahrhunderts, der sich selbst entmannen zu müssen glaubte, weil er bei Matthäus 19, 12 geschrieben fand: „Es sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es fassen kann, der fasse es!“

Finden wir hier einen christlichen Glaubenseifer, der bis zum Fanatismus führt, so durchleuchtet der milde Schein attischer Humanität ein anderes Blatt, das den Schluß einer zierlichen Buchrolle des 2. oder 3. nachchr. Jahrhunderts bildete, die vielleicht das Gesellenstück eines Schönschreibers war („gefällig“ steht, wenn ich recht verstehe, als Prädikat von zweiter Hand darunter²⁾). Unter dem Namen des großen Komödiendichters Menander, den man mit Molière vergleichen kann, hat man, wie dies Blättchen zeigt, schon um das Jahr 200 nach Christus, wahrscheinlich schon erheblich früher, Einzeiler in je drei Doppeljamben zusammengestellt, die man alphabetisch ordnete, so daß in unserem Schlußstück alle Verse mit Omega, dem letzten Buchstaben des griechischen Alphabets, beginnen. Sie lauten etwa so:

Wie groß ist kleine Gab' im rechten Augenblick!
Wie wenig weiß der Mensch, was ihm die Zukunft bringt!
Wie süß ist Freundschaft, welche kein Gerede trübt!
Wie schlimm der Wein, genießt man ihn im Übermaß!
Wie läßt sich jeder fangen, wenn Gewinn ihm winkt!
Wie vieles Unheil bringt dem Menschen Müßiggang!
Wie lieblich ist der Eltern Plaudern mit dem Kind!
Wie selig Einsicht, die in gutem Herzen wohnt!
Wie lieblich ist die Eintracht mit dem Elternhaus!
Mein Sohn, den Bakchus meide, auch in Schmerz und Pein!

Der Vers über die Einsicht stammt nach einem zuverlässigen Zeugnis in Wahrheit von einem Zeitgenossen des Menander, Diphilos: wir sehen, wie früh fremdes Gut von dem berühmteren Namen angezogen wurde. Berühmt war Menander zu seinen Lebzeiten weniger als andere („selten nur ward dem Menander der Kranz und der Beifall der Menge“ heißt es bei Martial), aber die Nachwelt bewunderte ihn um so mehr: „Menander und Leben — wer von euch beiden ist die Vorlage für den andern?“ fragte ein Kenner der Komödie schon im dritten Jahrhundert vor Christus.

²⁾ Hermes 63, 1928, S. 102. Literarische Stücke und Verwandtes, bearbeitet von Josef Spreh, Leipzig 1931.

Ein sehr merkwürdiges Stück lag lange wenig beachtet in der kleinen, durch die Hochschulgesellschaft so bedeutend vergrößerten Papyrusammlung unserer Universitätsbibliothek³⁾. Jambische Trimeter, in eine um das Jahr 100 v. Chr. geschriebene Anthologie oder Blütenlese aufgenommen, die auch ein Stückchen aus dem „Gesetzgeber“, einem Lustspiel des Menander enthielt. So mag unser Bruchstück aus einer Komödie „Der Dichter“ stammen, denn ein Dichter ist es, der in diesen Versen etwa so klagt:

Ich aber sinne eine neue Tragödie aus,
 Des Atrous Würde schwellet mir den Busen jetzt
 Und die Erwartung des Erfolgs im nächsten Jahr.
 In meinem schlichten Lager berg' ich den Entwurf,
 Im Heu steckt manches wachsbestrich'ne Täfelein,
 Jedoch die Armut drückt mich, und die edle Kunst,
 Zu edel ach, sie hemmt in mir die Tätigkeit,
 Aus der ein Lebensgut dem Armen blüht.
 Wer Reichtum haben will in seinem Haus,
 Der werde Anwalt oder aber — Sykophant!

Beachtenswert ist ein im 2. vorchr. Jahrhundert geschriebenes Bruchstück eines Dialogs über die Odyssee⁴⁾. Da wird die Frage behandelt, weshalb Kirke den Odysseus in die Unterwelt zu Teiresias sendet, statt ihm selber zu weissagen: konnte sie nicht oder wollte sie nicht? Darüber unterhält sich jemand mit einem gewissen Theophanes, und da auch in einem dem 1. vorchr. Jahrhundert angehörigen Bruchstück des Britischen Museums zweimal ein Theophanes angeredet wird, diesmal bei der Erörterung der Frage, was Homer mit der Einführung des Bettlers Iros im 18. Buch der Odyssee beabsichtigt habe, so handelt es sich sicher um den gleichen Dialog. Wenn sich von dieser Schrift Reste von zwei Exemplaren aus ptolemäischer Zeit erhalten haben, so ist das wohl nicht ganz zufällig, sie scheint doch einige Verbreitung gefunden und ein gewisses Ansehen genossen zu haben, und es wird erlaubt sein wenigstens zu fragen, ob wir es etwa mit Aristoteles zu tun haben. Seine „Homerischen Probleme“ in sechs oder gar zehn Büchern kommen dabei nicht in Betracht, denn sie hatten eine ganz anspruchslose oder wie die Griechen sagten hypommematistische Schreibart, während wir

³⁾ Raccolta Lombroso, Milano 1925, S. 29 ff.

⁴⁾ Literarische Stücke, bearbeitet von Hermann Eberhart (erscheint 1933).

hier die gepflegte Kunstform des literarischen Dialogs vor uns haben. Aber es ist uns von Aristoteles ausdrücklich bezeugt, daß er in vielen Dialogen von Homer handelte, meist mit Bewunderung und Verehrung: aus einem solchen könnten die Londoner und Gießener Bruchstücke stammen. Es bleibt abzuwarten, ob sich diese Vermutung noch weiter stützen läßt; einstweilen wird man vorsichtshalber sagen müssen, daß es sich auch um die Schule des Aristoteles handeln könnte, aus der wir z. B. einen Dialog über das Leben des Euripides durch die Papyrusfunde kennengelernt haben; und es gibt natürlich auch noch andere Möglichkeiten.

Auf die Rückseite eines Bruchstücks mit stark verblasster Buchschrift sind im zweiten nachchristlichen Jahrhundert Scholien, Erklärungen geschrieben worden, die aus einem doppelten Grunde merkwürdig sind: einmal weil sie viele Abkürzungszeichen enthalten, von denen eins bisher unbekannt war, dann aber weil in ihnen ein neues Zitat aus Hellanikos steckt, dem bekannten lesbischen Geschichtsschreiber und Mythographen, der ebenso wie sein Zeitgenosse Herodot in jonischer Mundart schrieb. Es handelt sich unter anderem um den Frevel des Lokrers Ujas an Kassandra, der troischen Athenepriesterin, zu dessen Sühne die opuntischen Lokrer alljährlich zwei edle Jungfrauen nach Ilios senden mußten, die dort als Tempeldienerinnen verwendet wurden. Das Bruchstück ist wohl nicht sehr ergiebig, aber wir müssen auch die Brosamen sammeln, wie die Jünger im Evangelium.

Bücher haben ihre Schicksale, sagt ein alter Spruch. Besonders seltsame Schicksale hat die ums Jahr 100 n. Chr. geschriebene schöne Buchrolle gehabt, der wir die Kenntnis von drei Reden des Hyperides, des Freundes und späteren Anklägers des Demosthenes, verdanken. Ein Engländer erwarb 1847 im ägyptischen Theben den einen Hauptteil, ein anderer Engländer bald darauf den anderen, und dann sind immer wieder kleinere Bruchstücke aufgetaucht, die letzten kamen erst zu Anfang der neunziger Jahre in das Britische Museum. Aber ein loses Stück der schon brüchig gewordenen Rolle hatte man ums Jahr 200 n. Chr. benutzt, um auf der leeren Rückseite Zahlungen in Naturalien zu verzeichnen, und einen Teil davon hat unser Vertrauensmann im Jahre 1926 von einem Händler aus Madinet el-Faijûm, der Hauptstadt einer an Papyrusfunden besonders reichen Provinz Ägyptens, erworben. Sind damit die Funde aus jener Rolle abgeschlossen? Niemand weiß es. Vielleicht liegen in einem ägyptischen Kramladen noch weitere Fragmente. Habent sua fata libelli.

Hier mag auch ein Bruchstück aus der hochstehenden ärztlichen Fachliteratur der Ptolemäerzeit erwähnt werden. Es handelt sich um die operative Beseitigung eines Koloboms: mit diesem auch jetzt noch gebräuchlichen Ausdruck bezeichneten die griechischen Ärzte eine Verstümmelung an Ohr, Lid, Nase oder Lippe. Das Verfahren stimmt mit dem noch heute üblichen vollkommen überein: der Defekt wird so vergrößert, daß er rechtwinklige Gestalt annimmt, dann werden auf zwei einander gegenüberliegenden Seiten des Rechtecks Hautstückchen gelöst, über die Lücke zusammengezogen und vernäht. Um dies zu erleichtern, macht man auf jeder Seite einen sogenannten Spannungsschnitt, ganz wie heute.

Ein seltsamer Literaturzweig sind die alexandrinischen Märtyrerakten. So hat man die volkstümliche Darstellung der Kämpfe und Leiden der Bürger von Alexandria genannt, die ihre Stadt oder vielmehr ihre nichtjüdische Bevölkerung vor dem Kaiser in Rom zu vertreten hatten. Sie wagten es, wenn wir der Legende glauben, dem Herren der Welt Beleidigungen ins Gesicht zu schleudern und erlitten dafür, wenn es sein mußte, den Märtyrertod. Wir kannten solche Verhandlungen vor den Kaisern Claudius, Hadrian und Commodus aus Papyrussunden schon länger; seit 1928 besitzt unsere Universitätsbibliothek Bruchstücke eines Berichts über Verhandlungen vor Claudius' Vorgänger Gajus, der unter seinem Spitznamen „Stiefelchen“, Caligula, besser bekannt ist. Die Stücke sind leider sehr zerfetzt, doch sehen wir, wie die Alexandriner abfahren, in Ostia landen und dann in Rom vor dem Kaiser stehen. „Kaiser Gajus ließ den Ankläger rufen“, vielleicht den Ankläger des in Ungnade gefallenen Präfekten Avillius Flaccus. Im folgenden wird der alexandrinische Antisemitenführer Isidoros genannt, der später, unter Claudius, hingerichtet worden ist. Wir haben es also wohl auch hier mit einem Teil der sogenannten Isidoros-Akten zu tun. Hoffentlich gelingt es dem Scharfsinn der Sachkundigsten, das Dunkel zu lichten, das jetzt noch über den schlimm zugerichteten Bruchstücken lagert.

Eine Nachtseite der menschlichen Seele zeigen uns die griechischen Zauberbücher, die sich in Ägypten gefunden haben. Auch wir haben in der Sammlung Zanda aus einem solchen Buch des 4. nachchristlichen Jahrhunderts ein Blatt, das trotz seines unscheinbaren Äußeren von nicht geringem Werte ist. Im Vatikan gab es eine zur Zeit nicht auffindbare Bleitafel mit eingeritzter Verfluchung eines gewissen Nikomedes: ein Dämon soll ihn verfolgen und packen, „denn er ist es, der

den Papyrustahn (?) des Osiris verbrannt und von den heiligen Fischen gegessen hat“ — ein in solchen Verwünschungen häufiger abscheulicher Zug, die „Verleumdung“, die den Rachegeist aufreizen soll. Der französische Herausgeber fand es seltsam, daß in der römischen Fluchtafel ein Frevel am Papyrustahn des Osiris und an seinen heiligen Fischen erwähnt werde. Das Gießener Blatt gibt die Erklärung, denn es enthält die Anweisung gerade eine solche Fluchtafel mit diesem Wortlaut herzustellen; ein ägyptisches Zauberbuch hatte der römischen Fluchtafel die Vorlage geliefert.

Im Vergleich zu den vielen Tausenden griechischer Papyri aus Ägypten sind die dort gefundenen lateinischen sehr selten. Am so kostbarer ist ein der Sammlung Janda gehöriges Blatt aus einer Rolle, die einen Teil von Ciceros Reden gegen Verres, den ungetreuen Statthalter von Sizilien, enthielt. Es ist vielleicht noch im ersten Jahrhundert vor Christus geschrieben und somit unter den Funden aus Ägypten der älteste literarische Papyrus in lateinischer Sprache, le doyen des papyrus latins, wie ihn ein französischer Gelehrter genannt hat⁵⁾.

So bieten also die literarischen Bruchstücke unserer Sammlungen doch manches Merkwürdige, zumal noch weitere aufgezählt werden könnten. Aber sie bleiben, wie gesagt, schon äußerlich nach Zahl und Umfang weit zurück hinter den Urkunden, wozu man auch die Privatbriefe rechnet, von denen im folgenden die Rede sein soll. Die zahlreichen, zum Teil recht wichtigen Rechts- und Verwaltungsurkunden mögen späteren Berichten vorbehalten bleiben.

II.

„Die Herausgabe und Erklärung von Privatbriefen gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Urkundenforschung, und man kann schwanken, ob sie nicht für einen Anfänger zu schwer ist.“ „Der Brief hat seine besonderen Tücken. Vermag bei den Urkunden das Beispiel und die Erkenntnis, in welche Gruppe der neue Text gehöre, zu helfen, so ist der Brief viel weniger an Formeln und bestimmte Gedanken gebunden als die Urkunde, zumal der Privatvertrag. Der Brief kann alles Mögliche enthalten und tut es auch⁶⁾.“ Trotz dieser Warnungen aus

⁵⁾ Paul Collart, *Revue des études grecques* 45, 1932, S. 405.

⁶⁾ Wilcken im *Archiv für Papyrusforschung* VI S. 292. Schubart, *Papyruskunde*, Leipzig 1924, S. 53. Ähnlich soeben S. J. Bell in *The Classical*

berufenem Munde haben sich zwei junge Kräfte an unsere Briefe herangewagt, und zwar, wie ich glaube sagen zu dürfen, mit gutem Erfolg⁷⁾. Aus ihren Arbeiten soll im folgenden einiges mitgeteilt werden.

Unter dem zweiten Ptolemäer gründete sein mächtiger Finanzminister Apollonios im Nordosten der schon erwähnten Oase Faijûm, wo er ein großes Gut als Lehen hatte, den Ort Philadelphiea. Seine rechte Hand war dort seit 257/6 ein gewandter Geschäftsmann namens Zenon aus Karien. Ein günstiges Geschick hat uns einen sehr großen Teil seiner Geschäftspapiere erhalten. Im Winter 1908/9 haben zwei deutsche Forscher mit gutem Erfolg auf dem Boden von Philadelphiea gegraben, aber sie mußten leider gerade da aufhören, wo der kostbarste Schatz verborgen lag. So haben ihn Eingeborene beim Graben von Dungerde gehoben und in den Handel gebracht, so daß er jetzt in alle Winde zerstreut ist. Es ist bezeichnend, daß ein Kairener Brief-Bruchstück an ein in Gießen befindliches anschließt und die Fortsetzung davon in Florenz liegt, oder daß von einer Doppelquittung die eine Ausfertigung nach Kairo gelangt ist, die andere nach Gießen. Wir geben als Probe ein Briefchen, das vielleicht von Zenon diktiert, jedenfalls an einen Schreiber des Zenon namens Pyron gerichtet ist. „Da Du, nachdem Du das Angeld gegeben, den Mohn nicht abgenommen hast, wirst Du auch noch das Kupfergeld verlieren, wenn Du nicht binnen drei Tagen die Sache erledigst; denn der Mann wird Zeugen bringen. Bleibe gesund.“ Ein kleines Bild aus dem Geschäftsleben: wenn die vor Zeugen gekaufte Ware nicht binnen drei Tagen abgenommen und voll bezahlt wird, verfällt die Arra, das Angeld oder die Draufgabe⁸⁾.

Ein Prachtstück ist, obwohl der Anfang fehlt, ein Brief, den ein Herr aus den höheren Kreisen um das Jahr 120 n. Chr. an seine Schwester gesandt hat. Er hat ihn einem Schreiber diktiert, der eine ungewöhnlich schöne Hand hatte, eigenhändig hat er nur die üblichen Grüße hinzugefügt. Es ergibt sich also ein ähnliches Bild wie bei einem Schreib-

Review 47, 1933, S. 41: Letters are always a difficulty to editors. The handwriting may be bad, the spelling is often erratic and the grammar indifferent, and the comparative absence (except in the opening and closing phrases) of stereotyped formulae, combined with the constant allusions to circumstances familiar to the parties themselves but unknown to us, complicates the editor's task.

⁷⁾ Griechische Privatbriefe bearbeitet von Heinrich Büttner, Gießen 1931. Griechische Privatbriefe bearbeitet von Grete Rosenberger, erscheint als 6. Heft der Papyri Iandanae bei B. G. Teubner 1933.

⁸⁾ Vgl. BGB. § 338.

maschinenbrief mit eigenhändiger Unterschrift. Vielleicht handelt es sich um die Regelung eines Nachlasses, da von einem Sklaven der „Seligen“ die Rede ist. Jedenfalls braucht man Papiere, und die sind leider verlegt. „Die Urkunden über die Sklaven konnte ich bis jetzt nicht finden. Bei mir fand sich überhaupt nichts, weder der Verkauf von Dir an Achilleus noch der von Achilleus an die Selige. Nun ist aber auch Achilleus verreist, und die Sache bringt mich in Verlegenheit, der ich doch nicht gewöhnt bin irgend ein Aktenstück zu verwerfen, am wenigsten die notwendigen. Aber auch der Käufer des anderen Sklaven von Dir, ein kleiner Advokat, der bei dem Juridikus plädiert“ — das ist ein dem Statthalter beigegebener hoher richterlicher Beamter — „hat versagt, obwohl er wiederholt versprochen hatte, uns die Zeit des Kaufs anzugeben. Wenn Du Dich auf die Zeit besinnen kannst und auf das Amt, durch das der Kauf vollzogen ist, so teile es mir mit, und suche in Deinen Papieren, ob nicht der Verkauf an Apollonarion darunter ist. Und wenn Du weißt, durch welchen Schreiber die Übereignung von Dir an Achilleus ausgestellt ist, so schreib es mir; bei dem Schreiber Potamon fand sie sich nämlich nicht.“ Damit die Schwester nicht infolge dieser Sachlage Unannehmlichkeiten bekommt, hat der Bruder an den Kreissekretär geschrieben, damit er einen Ausweg sucht, bis er, der Bruder, die Urkunden schickt oder selber eintrifft, wie er auch, wohl in einer anderen Sache, Empfehlungsbriefe an den Provinzialdirektor geschrieben und einen diesem beigegebenen Offizier aufgetragen hat, der Schwester beizustehen. Er hat offenbar gute Verbindungen.

Demselben Jahrhundert gehört ein Briefchen an, welches zeigen mag, wie schwer es sein kann, ein solches Stück zu verstehen, da der Schreiber mancherlei voraussetzt, was wir nicht wissen können. „Heron seinem Bruder Herakleides Freude. Laß Dich mahnen, Herr, meiner Bitte zu gedenken, die ich mündlich an Dich gerichtet habe. Wenn Du auch mich nicht schonen willst, so scheue Dich doch vor dem Mädchen und vor Deiner Tochter, denke auch an Saturnilus und seine Frau. Ich wünsche Dir Gesundheit, Herr.“ Der Herausgeber nimmt an, daß sich die Bitte auf das Mädchen bezieht, das wohl irgendwie gefährdet sei. Ganz anders ein sehr zuständiger Beurteiler⁹⁾: „es handelt sich um eine wirtschaftliche oder gerichtliche Maßnahme, durch die die Existenz des Schreibers und seiner Familie bedroht wird . . . Der Gläubiger, wie ich geradezu sagen möchte, ist offenbar Schwiegervater des Brief-

⁹⁾ Friedrich Zucker (brieflich).

schreibers und wahrscheinlich darf ‚Bruder‘ wörtlich genommen werden“ (das ist nämlich durchaus nicht immer der Fall).

An eine noch heute weitverbreitete Sitte erinnert der Schluß eines Briefes aus der Zeit um 200 nach Christus, in dem ein gewisser Her-
mias seinem Bruder Sarapion zahlreiche Aufträge gibt, darunter auch die Eintreibung ausstehender Gelder: „Du wirst gut tun von Syros dem Walker vierundzwanzig (24) Drachmen einzufordern und 5 Drachmen Rest von im ganzen 120 Drachmen; von Tannus fordere . . . Drachmen, und gehe zu Onnophris dem Ölmüller, stelle aus der Quittung fest was er abgezahlt hat und fordere den Rest von der Gesamtsumme von 144 Drachmen. Du weißt auch, daß Tannus von den 48 Drachmen noch etwas zu entrichten hat; stelle aus der Quittung fest was er noch schuldet und fordere es von ihm. Wenn Du dies alles eingefordert hast, so kaufe *étrennes* wegen des ersten im neuen Jahr; Du kennst ja den Brauch, den ich zu berücksichtigen bitte.“ Wir beobachten hier auch das allmähliche Eindringen lateinischer Lehn- und Fremdwörter in die griechische Umgangssprache Ägyptens: die Neujahrsgeschenke heißen *strenae*, *étrennes*.

Unerfreulich, wenn auch für uns im einzelnen nicht ganz klar, waren die Nachrichten des folgenden Briefes etwa aus der gleichen Zeit: „Wisse, daß während wir noch über die Papiere verhandelten, der Steuerheber mich anhielt und mir den Schlüssel zum Hause der Lukilla abverlangte. So bitte ich denn Dich, solange ich verhandle, auf das Haus zu achten und auf alles, was sie im Gehöft und in den Ställen hat, und auf die Matrasen im Lichthof. Wenn Origenes der Gehilfe des Marktmeisters sich an Dich wendet, so soll er erfahren, daß der Matrasen wegen der Gelderheber des Hauses des Appianus kommen wird; gib ihm aber nichts, denn er hat die aus dem Hause in Phokou, und man muß sich vor ihm in acht nehmen.“

Beachtenswert ist ein Begleitschreiben zu einer Geldsendung aus dem Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. In vier Tongefäßen, die ungefähr gleich groß gewesen sein müssen, werden, vielleicht auf dem Nil, namhafte Summen versandt; drei enthalten je zwischen 4 und 5 Talenten, das vierte aber, das durch einen aufgemalten oder eingepreßten Anker noch besonders gekennzeichnet ist, 40 Talente. Dr. Heichelheim hat als Inhalt der ersten drei Gefäße ägyptische Billondrachmen oder römische Silberdenare angenommen, als Inhalt des vierten, besonders bezeichneten Gefäßes Goldmünzen (*aurei*), und diese Annahme ist durch eine von dem berühmten englischen Papyrologen Arthur Hunt

herrührende verbesserte Lesung bestätigt worden, denn nun liegt die ausdrückliche Angabe vor, daß das eine Gefäß nummi (nämlich aurei) enthielt, die drei anderen Stateren, d. h. Billon-Tetradrachmen im Werte eines römischen Silberdenars.

Persönliche Färbung zeigt ein anderer Brief des dritten nachchristlichen Jahrhunderts. Der Brieffschreiber sendet dies und erbittet das, dann fügt er witzig und etwas boshaft hinzu: „Wenn Du überhaupt gewillt bist mir binnen vier Jahren zu schreiben, so schreibe mir von Deiner Gesundheit“: die Klagen über Schreibfaulheit des Partners sind in diesen Briefen häufig. „Teile auch dem Theodoros mit, daß man für das von uns gemeinsam gegessene Salz kein Maß zu suchen (d. h. es nicht nachzumessen) braucht.“ Da liegt offenbar die schon dem Altertum geläufige Redensart von dem Scheffel Salz zugrunde, den man zusammen gegessen haben muß, um sich aufeinander verlassen zu können.

Nicht unbedenklich sind die Mittel, mit denen ein gewisser Jalion eine Gruppe von drei Menschen, die ihm Schwierigkeiten bereiten, vorläufig unschädlich zu machen sucht. „Schicke das Mädchen hinein zu ihnen“, schreibt er um 300 n. Chr. an seinen Bruder, „und zwinge es, ihnen jeden Tag 25 Schoppen am Morgen und 25 am Abend vorzusetzen und sie zweimal täglich zum Trinken zu animieren. Du weißt ja, daß wir keine andere Hoffnung haben, wenn ich nicht selbst in aller Eile hinabkomme; so schnell kann ich aber nicht nordwärts reisen.“ Offenbar sollen die drei Burschen einstweilen durch Alkohol außer Gefecht gesetzt werden, vielleicht soll auch Venus mit Bacchus im Bunde sein. „Wenn ich aber komme, so habe mich nicht wieder in Deiner Seele in Verdacht; Du weißt doch, daß ich mich niemals ändere und nicht zwei Seelen gegen Dich habe.“ Und dann die in diesen Briefen so häufige Sorge um das liebe Vieh: „Laß die Kamele nicht in Marmeimis bleiben, weil sie dort, wie ich gehört habe, nicht auf die Weide kommen¹⁰⁾. Das Futter, das Ihr von Apeis nehmt, berechne, wieviel es macht, damit ich ihm nach meiner Ankunft den Preis entrichte.“

In unerfreuliche Familienverhältnisse läßt uns ein ebenfalls aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert stammender Brief eines Aurelios Zoilos an seinen Bruder Diogenes einen Einblick tun; die Schrift ist stellenweise stark verblaszt, so daß einiges nicht ganz sicher ist. „Ich erhielt Deinen Brief am 2. und fand, daß er die Torheit noch

¹⁰⁾ Nach einer einleuchtenden Verbesserung von Karl Fr. W. Schmidt, Philol. Wochenschr. 1932, Sp. 1362f.

weiter treibt (?). Ich diene und werde noch geschmäht: ich bin doch nicht von Sinnen! Und ich werde auch noch unverschämt behandelt: ich bin doch keine Maus (d. h. ich verkrieche mich doch nicht ins Mauseloch)! Lies Du eifrig meinen Brief. Wisse denn, daß ich 14 Jahre meines Lebens zugebracht habe immer noch im Dienste Deiner Eltern, und Du bist auch noch unverschämt! Ich machte es nicht ähnlich wie Du und Deine Schwester. Du hättest das nicht tun und im Alter von 19 Jahren auf- und davongehen dürfen in den Rhynopolitengau. Magst Du machen, was Du willst, Du kannst mich doch nicht schinden. Als ich noch klein war, da batest Du mich immer wieder, Dich auf den Arm zu nehmen, nun wo ich ein junger Mann geworden bin, willst Du mich schinden! Ich machte Dir noch Vorstellungen (?), indem ich es ertrug, ich will es aber nicht länger ertragen. Ich werde das auch meiner Schwester Chaësis mitteilen, wenn sie mit Gottes Hilfe zu mir kommt. Am 5. Choiak im Jahre 3. — Nachschrift. Ich glaubte nämlich immer noch, Du wolltest mich liebevoll behandeln. Als meine Mutter in Gefahr war, merkte ich, daß Du mich rücksichtslos zur Tür hinauswerfen wolltest, wenn sie über 100 Jahre alt würde.“ Ein trübes Bild, von dem wir uns gerne zu anderem wenden.

In den griechischen Papyri des sechsten Jahrhunderts fehlte bisher eine Erwähnung der berühmten oder berüchtigten „Luftsteuer“ des Justinian, sie war erst in Urkunden aus arabischer Zeit belegt. Diese Lücke füllt ein Brief der Sammlung Zanda, in dem es heißt: „Wir traktieren noch nicht, was für Euch geschehen muß“ — auch hier ein lateinisches Fremdwort! „Du weißt ja, daß wir jetzt keine Zeit haben wegen der uns für ein Jahr auferlegten Luftsteuer.“ Der Geschichtsschreiber Prokop erzählt, der Prätorianerpräfekt habe zur Zeit Justinians über die allgemeinen Steuern hinaus alljährlich mehr als 30000 Goldstücke eingetrieben durch eine Abgabe, die der Kaiser Luftsteuer genannt habe, weil sie sozusagen aus der Luft gegriffen war. Man hat längst erkannt, daß diese Erklärung ein böshafter Wis ist. In Wahrheit bezeichnete der Ausdruck ursprünglich die Geldstrafe für die Übertretung der haupolizeilichen Bestimmungen über den freien Zwischenraum zwischen den Gebäuden, die zunächst nur für Konstantinopel galten, dann aber durch eine Konstitution Justinians vom Jahre 531 auch auf die Provinzen ausgedehnt wurden. Die Bedeutung des Ausdrucks ist dann so verallgemeinert worden, daß er jedes Strafgeld bezeichnen konnte¹¹⁾.

¹¹⁾ F. Dölger, Byzantinische Zeitschrift 30 (1929/30) S. 450 ff.

Zwei ausgesprochen christliche Briefe mögen den Schluß machen. Der eine ist um das Jahr 400 geschrieben. „† Die geliebten Väter Doillos und Valerius und die Brüder Herakleides, Paësios und Satres grüßt Bessoros. Vor allem bete ich zu Gott für Eure Gesundheit, ich grüße auch Maria und Samunis und alle Brüder im Kloster. Ich will Dir berichten, Herr Vater Doillos, was die Gegenstände betrifft, die Du mir zum Verkauf gegeben hast, da besteht eine große Schwierigkeit: es bot einer nur 4000 Talente dafür, und so billig habe ich sie ohne Deine Einwilligung nicht verkaufen wollen.“ Man beachte die Inflation! „Und was die Tunika betrifft, so ist sie beschädigt und ich konnte sie gar nicht sehen lassen. Und was die Käse betrifft, so schicke ich sie Dir jetzt in Bälde.“

Der andere, im 6. Jahrhundert geschriebene Brief lautet: „† Meinem Herrn Bruder Kornelius dem Diakon von Sabinus dem Geringsten. Vor allem bitte ich den allbarmherzigen Gott, daß Du in Gesundheit den Gruß von mir erhältst. Und beliebe von mir zu grüßen den Bruder Abt Dorotheos und seine Frau Mutter und die Herren Makarios und Eusebes. Vernimm, daß ich Dir vier Maß Öl und ein kleines für zwei Solidi und zwei Siliquä gesandt habe, derentwegen Du mir geschrieben hast; beliebe mir den Betrag dafür zu senden. Ebenso habe ich Dir neun neue Gazitien¹²⁾ Wolle geschickt; beliebe der Mutter des Elias . . . Gazitien davon zu geben, der Nonne ein Gazition, dem Bruder Dorotheos ein Gazition, und die übrigen beliebe für Dich zu behalten. Und bringe in Erfahrung, ob der Abt Makarios einen Bedarf hat, und schreib es mir in Deiner Antwort; wenn er will, beliebe ihm für das Eisengerät das Goldstück zu geben, das ich Dir gesandt habe. Und beliebe von allen Seiten Goldstücke in Empfang zu nehmen und mir zu schicken“ — hier beliebt der fromme Mann zu scherzen. Dann fährt er fort: „Da Du mir aber wegen des Kästchens (?) schriebst, so wisse, ich habe es (über der Zeile: noch nicht) gefunden, und mit Gottes Hilfe schicke ich es. Denke an das silberne Schöppchen und sende es mir aus dem Hause des Herrn Viktor, da ich es vergessen habe. Es grüßt Dich Dein Knecht Lykatos, der auch geschrieben hat; bete für mich.“ Sabinus hat also den Brief nicht eigenhändig geschrieben. Die Adresse auf der Rückseite lautet: „† Abzugeben an den heiligsten Abt Kornelius den Diakon von Sabinus dem Geringsten.“

¹²⁾ Gazition ein nach der bekannten palästinischen Handelsstadt Gaza benanntes Maß und Gewicht; „neues G.“ wie Neugroschen und dergleichen.

Menschliches und Allzumenschliches tritt uns in diesen gelben und braunen Blättern entgegen, die uns das Wunderland Agypten erhalten hat. Die Papyrusforscher haben recht, wenn sie sie zu den Urkunden rechnen: es sind in der That documents humains, wechselnd und doch sich gleichend im Laufe der Jahrhunderte wie das Menschentum selbst.

Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art. (Goethe.)

Rings um Manon Lescaut 1933.

Von Kurt Glaser.

Wer als Deutscher an die französische Literatur herantritt und sich für sie nicht um ihrer selbst willen interessiert, wird sich an dem bunten Spiel wechselseitiger Beziehungen erfreuen können, die deutsches und französisches Schrifttum verbinden. Für viele in Deutschland — und ein ähnliches gilt für Frankreich — ist das Vorhandensein solcher Beziehungen überhaupt erst die Voraussetzung ihres wissenschaftlichen Anteils am Stoff. Manche Forscher können sich nur für Fragen begeistern, die durch die Richtung auf große, über die eine oder andere Literatur hinausgehende Gesichtspunkte und weitausschauende Berührungslinien Bedeutung gewinnen. An hervorragenden wissenschaftlichen Erscheinungen neuerer Zeit kann man beobachten, wie sie durch ein solches Verhältnis zum Stoff zwar der Gefahr entgehen, in die Enge der Betrachtung gedrängt zu werden, wie sie dafür aber der nicht minder großen Gefahr zueilen, über die weiten Ausmaße an Stoff und Gedanken zu Fall zu kommen. Solchen Erfahrungen gegenüber ist es vielleicht doppelt geboten, auch einmal an ein Werk heranzutreten, das an sich zunächst eine Einmaligkeit bezeichnet, das aber, wie zuletzt wieder die treffliche Studie von Hugo Friedrich (Abbé Prévost in Deutschland, 1929) gezeigt hat, eine über die Grenzen der französischen Literatur hinausreichende Bedeutung erlangt und im Wandel der Literatur zu einem großen Schicksal berufen wurde, an des Abbé Prévost Roman Manon Lescaut.

Der gegenwärtige Zeitpunkt ladet dazu ein. Wenn die Anzeichen nicht trügen, so schießt man sich in Frankreich an, in diesem Jahr das Zweihundertjahrfest von Manon Lescaut zu begehen. Die Sache entbehrt nicht einer gewissen Komik. Der Roman, den man in das Jahr 1733 verlegt, ist in Wirklichkeit schon zwei Jahre früher im 7. Band der Mémoires et aventures d'un homme de qualité herausgekommen. Das wußte schon Hermann Suttner, dessen Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert zuerst 1880 erschienen ist. Sainte-Beuve,

der um die Mitte des 19. Jahrhunderts die literarische Kritik in Frankreich beherrschte, hatte als erster bereits im Jahre 1853 in einem Artikel seiner *Causeries du lundi* die Notwendigkeit einer Erörterung der chronologischen Frage zugegeben, auch wenn er für seine Person an 1733 als Erscheinungsjahr festhielt. In seinem Buch über den Abbé Prévost (1896) hat H. Harrisse jetzt ein für allemal das Nötige über die chronologische Frage gesagt. Aber das Gesetz der Trägheit gilt allezeit auch für Irrtümer. Die Manon-Lescaut-Schwärmer wollen nicht von dem Jahr 1733 lassen und, was nicht weniger sonderbar ist, sie führen den Roman mit Vorliebe in dem Wortlaut einer zwanzig Jahre später veröffentlichten Ausgabe an. Diese kleine Verwirrung gewinnt ihre Bedeutung erst im Zusammenhang mit Fragen, die über das Chronologische hinausgehen: welche Änderungen hat der Abbé Prévost zwischen 1731 und 1753 vorgenommen und welche Zwecke verfolgte er dabei? Im *Avis de l'auteur* zu seiner Ausgabe von 1753 spricht er selbst von *un grand nombre de fautes grossières qui se sont glissées dans la plupart de ses éditions, von quelques additions qui ont paru nécessaires pour la plénitude d'un des principaux caractères*. Welches sind diese fautes grossières, welches diese additions? Ist dem Verfasser in allem, was er behauptet, zu trauen? Ist nicht vielleicht, wie Eugène Lasserre in seinem Buch *Manon Lescaut de l'Abbé Prévost* (1930) gezeigt hat, das im Spiel, was der Franzose die *Sorge um die conclusion morale du livre* nennt? Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen. Der Verfasser hat so mancherlei und merkwürdige Schicksale durchgemacht, daß sein Leben romanhaft, abenteuerlich anmutet. Forscher, die sich den wechselvollen Erlebnissen des Abbé Prévost gegenüber beengt fühlten, haben darum ihre ganze Kraft aufbieten müssen, um „Rettenungen“ zu schreiben. Harrisse macht aus seinem Helden fast einen Heiligen; Schroeder, der zwei Jahre später ein Buch über den Abbé Prévost veröffentlichte (*Un romancier français au XVIIIe siècle: l'Abbé Prévost. Sa vie. Ses romans. 1898*), glitt über vieles leicht hinweg; Hubert Gillet, der Herausgeber von *Manon Lescaut* in der *Bibliotheca Romanica* verweist in seiner dem Text vorausgeschickten Einleitung kurzerhand alles, was die zeitgenössischen Quellen an Nachteiligem zu berichten wissen, in das Reich der Fabel; André Thérive, der 1926 eine Ausgabe des Textes von 1753 mit den Lesarten der Erstausgabe veranstaltete, ist der Gefahr der Schönfärberei nicht entgangen. Das Eine haben diese Untersuchungen (und mit ihnen noch andere, die hier beiseitegelassen werden müssen) gelehrt, nämlich daß die Bio-

graphie nur den Ausgangspunkt des Romans beisteuert (der also nicht, wie der Historiker Michelet glaubte, eine Lebensbeichte darstellt) und daß für seine Wertung die Verknüpfung mit den herrschenden Zeitströmungen entscheidend ist, daß der Roman selbst auf einer Grenzscheide literargeschichtlicher Entwicklung steht. Wäre das Literargeschichtliche alles, was es zu bewältigen gilt, so könnte die in Frankreich rührige Forschung all der Fragen, die sich da ergeben, rasch und mit wissenschaftlicher Sicherheit Herr werden. Aber hinter der Literaturgeschichte lauern andere Gewalten, die mit Forschung herzlich wenig zu tun haben.

Alle Forscher sind sich darin einig, daß Manon Lescaut einen starken Einfluß auf die Literatur der Folgezeit ausgeübt und daß, wenn jemals ein Literaturwerk der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts das Gepräge der Zeit durchbrochen hat, daß es dann Manon Lescaut war. Auch der Altmeister der französischen Literaturgeschichte, Gustave Lanson, geht hier mit. In den letzten Ausgaben seiner *Histoire de la littérature française* macht er einen bemerkenswerten Zusatz, der früher (noch 1912) fehlte: *Prévost fut aussi peut-être l'écrivain qui traduisit le mieux les premières langueurs romantiques de l'âme française. Il faut s'arrêter à son oeuvre et la regarder de près quand on étudie les origines nationales du romantisme.* Das ist im Vergleich zu der Auffassung, wie sie die heutige Manon-Lescaut-Forschung vielfach vertritt, noch verhältnismäßig vorsichtig ausgedrückt. Das einschränkende *peut-être* ist nicht nach aller Sinn, und die Studie von Woodbridge, auf die sich Lanson beruft, ist in der Zwischenzeit längst durch andere Arbeiten von französischer Seite überholt worden, und diese Arbeiten haben mit wachsendem Eifer das zu erweisen gesucht, was Lanson als die *origines nationales du romantisme* bezeichnet. Die Entscheidung der Manon-Lescaut-Frage im Sinn des nationalfranzösischen Ursprungs der Romantik ist aus einem wissenschaftlichen Problem zur nationalen Ehrensache geworden. Die Ansicht, daß die Romantik ein Fremdkörper in Frankreich sei, der Niederschlag europäischer Geistesentwicklung und weltbürgerlicher Geisteshaltung, hatte früher unbeschränkte Geltung. Fanatiker der Wissenschaft in Frankreich hatten sich sogar dazu verstiegen, die Romantik als eine von außen eingeführte Pest, als eine Verirrung der französischen Seele anzusehen, für eine Krankheit des französischen Geistes zu erklären. In Pierre Lasserres Buch *Le romantisme* (1907) hat diese Ansicht ihre schroffste Fassung gefunden. Gelehrsamkeit fließt in ihm mit starrer Ablehnung alles Unfranzösischen und Europäischen zu einer eigentümlichen Mischung zu-

sammen. In der letzten Zeit ist es in Frankreich etwas stiller geworden, auch wenn nach Lafferres Tod Charles Maurras und mit ihm andere immer noch kräftig gegen Romantik, Europäertum und Deutschland weiterlärmen. Auf die temperamentvolle Ungebärdigkeit folgte die mehr ruhige, sachliche Erörterung. Der wissenschaftliche Anstoß, nationalistisch genährt, drängte die Forscher zweifachen Zielen zu.

Zunächst galt es, die Auseinandersetzung mit dem klassischen Prinzip vorzunehmen. Mit Stolz erinnerten sich auch die Manon-Lescaut-Forscher daran, daß die französische Literatur im Zeichen der Klassik ihren Siegeszug durch Europa angetreten hatte. Klassische Kunst, klassische Vollendung haften der Literatur wie ein Zauber an. Was mit Klassik in Berührung kam, war geadelt, der Unsterblichkeit geweiht. Dem Bann solcher Vorstellungen unterlagen selbst die jungen Romantiker, die sich vor hundert Jahren um Victor Hugo scharten. In den Tagen, da zwischen Klassikern und Romantikern der leidenschaftliche Streit um Hernani ausgefochten wurde, rühmten sich die Romantiker, Klassiker inmitten der Romantik zu sein. Wie weit es ihnen mit einer solchen Beteuerung, über die nicht bloß Zeitgenossen den Kopf schüttelten, überhaupt Ernst sein konnte, mag dahingestellt bleiben. Legouvé, Jules Janin, Sainte-Beuve haben an die Ehrlichkeit des Bekenntnisses geglaubt und haben ihre Gelehrsamkeit eingesetzt, um die Berechtigung einer solchen widersinnig klingenden Auffassung zu erweisen. Bergson, der Philosoph, Mornet, der Literaturhistoriker, sind ihnen in unsern Tagen in einigem Abstand gefolgt, und ganz kürzlich erst (1932) hat Pierre Moreau ein Buch *Le classicisme des romantiques* erscheinen lassen, in dem er die innere Verknüpfung der Romantik mit dem klassischen Geist dartun wollte. Es sind rührende Versuche, die auf Wiederherstellung häuslicher Eintracht bedachten Eheleuten oder nach politischer Einheit strebenden Völkern alle Ehre machen könnten: zu betonen, was eint, zu vergessen, was trennt.

Die Erörterungen greifen auch auf Manon Lescaut über. Paul Hazard, der an der Universität in Chicago im Sommer 1928 Übungen über Manon Lescaut veranstaltet und die Untersuchungen seiner amerikanischen Hörer in einem Buch (*Etudes critiques sur Manon Lescaut*, 1929) vereinigt hat, sieht in dem Roman die Wesensart der Klassik, den folgerichtigen Ordnungssinn ausgeprägt, und auch Pierre Trahard liebäugelt in seinem (bis jetzt dreibändigen) Werk *Les maîtres de la sensibilité française au XVIIIe siècle* (1931—1932) mit einer Deutung im klassischen Sinn, aber dann drängt ihn die Überlegung wieder von

dieser Linie ab. Er muß feststellen, daß es dem Roman an simplicité, ordonnance et clarté fehlt, daß der Verfasser n'est pas de ceux qui se contiennent et se surveillent; il s'abandonne au courant et se laisse entraîner aussi loin, même plus loin qu'il ne le faut. Des Griefs habe nur de rares moments de lucidité. Nun, wenn ein Held sich nicht in der Gewalt hat, kann er als klassischer Held nicht in Frage kommen. Wenn Trahard dann weiter die Romankunst Prévosts der der Madame de La Fayette gegenüberstellt und schreibt chez celle-ci une manière directe, sobre, contenue, une analyse étroitement limitée et merveilleuse de justesse; chez celui-là une manière diffuse, abondante, prolix, une analyse largement ouverte et riche de sensations, so legt er auch damit ein Geständnis ab, das gegen eine Deutung von Manon Lescaut im klassischen Sinn spricht. Auch in anderer Beziehung erheben sich gewichtige Bedenken. Schon Michelet, der sich sonst des öfteren in Sachen Manon Lescaut irrte, hat in dem Abbé Prévost einen libertin erkannt. Hazard ist jetzt derselben Meinung. Daß libertinage aber sollte etwas mit klassischer Haltung zu tun haben? Oder soll die Überzeugung von der allüberwindenden Kraft der Klassik so weit getrieben werden, daß man glaubt, sie gehe auch aus einem solchen Bund geläutert und siegreich hervor? Klassik ist Idealisierung des Lebens, die die Bändigung des Individuellen durch eine konstruierte Normalität zur Voraussetzung hat. In Manon Lescaut aber herrscht eine Lebensnähe, für die das Wort Realismus kaum noch hinreicht. Trahard selbst drängt sich der unmoralische Charakter des Romans auf. Er glaubt die schlimmsten Folgerungen beiseite zu räumen, wenn er argumentiert: Si donc ces romans paraissent immoraux, c'est parce que la vie est immorale. Aber für Trahard ist nicht die klassische These das Entscheidende. Sein Blick ist auf ein anderes Ziel gerichtet, und dieses heißt Deutung von Manon Lescaut als Zeugnis einer frühen Romantik.

Mit dieser Fragestellung drängt die Literaturforschung einer neuen Aufgabe zu. Sie geht darauf aus, die Romantik als französische Geistesleistung zu erweisen und mit der bislang auch in Frankreich herrschenden Auffassung vom europäischen Ursprung der Romantik abzurechnen. Joseph Texte hatte in einem dicken Buch Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire au XVIIIe siècle (1895) die europäische Bedingtheit der Romantik mit vorbildlicher Umsicht und Gründlichkeit entwickelt. Vor ein paar Jahren noch hat seine Auffassung in Louis Reynaud (Le romantisme. Ses origines anglo-germaniques, 1926), in Paul Van Tieghem (Le mouvement roman-

tique, 1912 und *Le préromantisme. Etudes d'histoire littéraire et européenne*, I 1924, II 1930), in Henri Tronchon (*Romantisme et préromantisme*, 1930) sachkundige Verteidiger gefunden. In den Erörterungen, die hin- und herlaufen, geht es noch um ein anderes als nur um eine glatte sachliche Stellungnahme für und wider. Es tritt in ihnen auch eine beachtenswerte Unterschiedlichkeit der literargeschichtlichen Methode zutage. Tronchon wie schon früher Terte und ähnlich Reynaud gehen mehr stofflich-positivistisch zu Werk. Van Tieghem handhabt die gleiche Methode, die er mit der größeren Weite des Blicks, wie sie dem vergleichenden Literaturhistoriker eignet, zu hoher Vollkommenheit führt. In stärkerem Maße als Tronchon hat er eine vertiefende Auswertung seines gewaltigen Stoffes durchgeführt, den er aus den Literaturen von ganz Europa schöpft und selbst aus Ungarn und der Türkei herbeiholt. Der Satz vom europäischen Ursprung der Romantik ist in Frankreich seit Terte nicht mehr mit gleicher Gelehrsamkeit verfochten worden.

Der Gegenangriff erfolgte von Seiten der mehr seelengeschichtlich und geisteskundlich gerichteten Literaturforschung. Das Angriffsfeld ist für sie so günstig wie nur möglich. Es muß einmal offen ausgesprochen werden: das seelenkundlich-geisteswissenschaftliche Prinzip, in dem heute manche der Weisheit letzten Schluß sehen, soll man in seiner Bedeutung für die Literaturforschung nicht überspannen, denn im Grunde besagt die Dichtung für die Geisteskunde nicht mehr als Wissenschaft, Philosophie, Weltanschauung, religiöse und politische Ideen. Der Fall der Romantik aber ist besonders gelagert. Wenn irgendwo von der Literaturgeschichte etwas für die Seelen- und Geistesgeschichte zu holen ist, dann dürfte es in der Romantik sein. André Monglond, der Verfasser eines zweibändigen Werks *Le préromantisme français* (1930), und Trahard haben die Situation geschickt (aber, wie mir scheint, ohne Kenntnis der grundsätzlichen Seite der Sachlage) ausgenutzt. Beide wollen die Streitfrage lösen aus einer neuen, revidierten Deutung des Begriffs Romantik heraus. Sie werfen die Frage auf, ob nicht der Franzose ebensogut wie jeder andere Europäer von Natur die Eignung zum Romantiker in sich trage. Die Vorstellung von einer Romantik vor der Romantik, wie sie sich in dem neugeprägten Wort *préromantisme* ausdrückt, gibt ihnen die willkommene Handhabe, weit zurückliegende Zeiten und Dichter für die Romantik in Anspruch zu nehmen. Bereits 1883 hat der alte Deschanel in seinem Buch *Le romantisme des classiques* einer solchen Auffassung vorgearbeitet und sogar Racine, dem typischsten der französischen Klassiker, romantische Veranlagung

nachweisen wollen. Aber seine Beweisführung (wenn man überhaupt von einer solchen reden kann) hat nicht den Eindruck verwischen können, daß keiner mehr über eine solche Deutung seiner Kunst überrascht gewesen wäre, als gerade Racine. An Deschanel knüpft inhaltlich Mornet an. Sein *Romantisme en France au XVIIIe siècle* (1912) legt zielbewußt und kenntnisreich die Verschlingung philosophischen und romantischen Geistes im 18. Jahrhundert dar. Auch für ihn reicht die Romantik von 1830 in ferne Zeiten hinauf — jusqu'à des sources lointaines. Der Grundgedanke seines Buchs ist in dem Satz zusammengefaßt: Par mille issues le XVIIIe siècle a vu jaillir et parfois couler en flots profonds tout ce que les George Sand ou les défenseurs d'Hernani revendiqueront comme leur conquête. Aber Mornet hatte noch nicht die letzten Folgerungen aus solchen Einsichten gezogen und die letzte Grenze zwischen der Romantik im weiteren Sinn und der Romantik als Schulformel (oder, wie er sagt, als doctrine de gens de lettres) verwischt. In diesem Zusammenhang verdienen Estèves *Etudes de littérature préromantique* (1923) um so mehr Erwähnung, als der Verfasser schon 1907 ein kenntnisreiches und vielbeachtetes Buch über Byron und die französische Romantik (*Byron et le romantisme français*) vorgelegt hatte. Von den Meinungen anderer grenzt Eugène Lasserre in seinem Buch über *Manon Lescaut* in oft recht origineller Weise seine eigene Ansicht ab. Er erkennt wohl, daß von *Manon Lescaut* Linien nach der Romantik hinüberlaufen, aber er sieht auch, daß noch erheblichere Unterschiede walten. Das Leben, das *Manon* und Des Grieux führen wollen, ist so ganz unromantisch; es ist das ruhige, spießbürgerliche Dasein, nicht das Leben, das sich George Sand und Musset erträumten. Die Liebe, für die Romantiker eine Quelle des Glücks, ein Jungbrunnen des Genies, ist in den Augen des Abbé Prévost eine harte, qualvolle Schule; sie ist nur ein notwendiges Leiden jugendlicher Naturen, aber kein auf das ganze Leben berechneter, beseligender Zustand. Monglond geht weiter als seine Vorgänger. Er beginnt sein auf vier Bände berechnetes Werk mit den entschuldigenden Worten *Ce n'est pas moi qui ai découvert le préromantisme*, aber dann legt er in breiter Beweisführung dar, daß die Romantik ihre Wurzeln in der französischen Seele hat: *n'allons pas croire que le romantisme soit dans notre littérature un simple accident, le produit artificiel de l'influence anglaise ou allemande*. Er sucht, mit den *Liaisons dangereuses* von Laclos beginnend, das 18. Jahrhundert nach *préromantiques* ab und findet solche in *Letourneur*, *Ducis*, *Diderot* und weiter

zurück in den Streitern der Querelle des Anciens et des Modernes, ja schließlich auch in Racine, dessen Phèdre sich eine Zusammenstellung mit Manon Lescaut gefallen lassen muß. Auch mit Prévost als Romantiker setzt er sich auseinander. Er findet, was den Verfasser anlangt, daß sein Leben nicht hätte plus romanesque sein können, daß der Roman selbst einen accent de René verrate und dadurch an Chateaubriand gemahne. Es ist allmählich eine Kunst oder vielmehr geradezu ein Kunststück geworden, sich auch inmitten solcher Gedankengänge, die an sich ganz einfacher Natur sind, mit den überall eingreifenden Fragestellungen nach dem Wesen der Romantik auseinanderzusetzen und sich in den vielartigen Vorstellungen zurechtzufinden, die das Wort Romantik bei denen, die sich seiner bedienen, auslöst. Die Schwierigkeiten, die in der Auswertung und Vieldeutigkeit des Begriffs liegen, türmen sich; Begriffsbestimmungen schwirren durch die Bücher und Zeitschriften; jeder zimmert sich seine eigene Vorstellung zurecht, in die dichterische, geistige und weltanschauliche Inhalte und Werte hineingelegt werden mit der Absicht, die Wesenhaftigkeit einer Geistesbewegung zu bannen, deren Spielraum weit über Frankreich hinausreicht. Grundsätzliche Gesichtspunkte, große, aus der Vergangenheit durchlaufende Linien, Zufälligkeiten persönlicher Stellungnahme dieses oder jenes Dichters werden zusammengefügt und wieder geschieden. Philologen und Literaturhistoriker reden aufeinander ein und aneinander vorbei; sie laufen Gefahr, bald nicht mehr verstanden zu werden. Alexis François hat mit philologischem Auge die Terminologiegefahr gesehen. Um Klarheit zu schaffen, hat er sich aus der Erforschung der Geschichte des Wortes romantique geradezu ein Sondergebiet gemacht, dem seine große Belesenheit und sein außergewöhnlicher Fleiß gelten. Das deutsche Seitenstück zu seinen Studien bildet das Buch von Richard Ullmann und Helene Gotthard, Geschichte des Begriffs Romantisch in Deutschland (1927). François sucht zu einseitig Zeugnisse für das Vorkommen des Wortes zusammen, die er in seinem Beitrag zu den *Mélanges d'histoire littéraire générale et comparée* offerts à Fernand Baldensperger (1930 I. S. 321 ff.) schließlich in der Form eines Wörterbuchartikels ausbreitet. Vor lauter lexikographischem Eifer dringt er nicht zur Synthese der in dem Wort liegenden Bewußtseinsinhalte und Vorstellungskomplexe vor. So teilt er das Schicksal anderer und muß es sich gefallen lassen, daß kein Literaturhistoriker recht auf ihn hören kann, keiner die von ihm gefundenen Wortdeutungen für seine Untersuchungen verwerten will. Sein gegenteiliges Bekenntnis, daß er

a eu la bonne fortune de ne pas passer inaperçu klingt zu optimistisch. Darf man sich da noch wundern, wenn man von den Bemühungen der deutschen Forschung um eine Klärung des Begriffs Romantik in Frankreich wenig merkt? Der Versuch, die Romantik ihrem Wesen nach zu bestimmen, mag auf deutscher Seite hier und da zu weit getrieben worden sein, namentlich dann, wenn er begrifflich-verstandesmäßig geführt wurde. Die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens liegt im Wesen der Romantik selbst begründet. Die Romantik ist eine Lebensstimmung besonderer Prägung. Hinter allem, was sie uns übermittelt, liegen geheime Sinn- und Lebenswerte, weiche Schwingungen der Seele oder des Gedankens, die im Menschen geschaut und aus ihm erfaßt sein wollen. Aber daraus darf man noch nicht (wie dies von französischer Seite neuerdings so gern geschieht) die Berechtigung herleiten, alle Versuche, die Romantik als Gesamterscheinung begrifflich zu klären, von vornherein abzulehnen und sich einem wichtigen Versuch literargeschichtlichen Begreifens zu verschließen. Was hilft es — um nur einige Namen zu nennen — wenn Fritz Strich die Romantik als europäische Bewegung auf ein paar Seiten scharf umreißt (Festgabe Heinrich Wölfflin, 1924), nachdem er 1922 in seinem Buch Deutsche Klassik und Romantik beide ihrer inneren Art nach trennen gelehrt hatte? Was hilft es, wenn J. Petersen in seinem Buch Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik (1926) grundsätzlich wichtige Betrachtungen vorlegt, die, über den eigentlichen Zweck, dem sie galten, hinausgehend, sich zu einer „Einführung in die moderne Literaturwissenschaft“ weiten? Was hilft es, wenn Franz Schulz in einer auch für Franzosen lesenswerten Zeitschrift, der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte (1924, S. 349 ff.), den literargeschichtlichen Terminologien und Begriffen Romantik und romantisch in einer auch geschichtlich geführten Studie nachgeht? Was wird es helfen, wenn erst neuerdings wieder in derselben Zeitschrift (1932, S. 648) H. Heiß die „Reglementierung“, die „überindividuelle Disziplin“ als zum Wesen der Klassik gehörig beachten lehrt? Nicht einmal von dem, was die zünftigen Literarhistoriker im eigenen Lager zur Sache schreiben, nimmt man drüben gebührend Kenntnis. René Bray löst bei manchen Achselzucken, bei manchen gar Entsetzen aus, weil er in seinem Buch La formation de la doctrine classique en France (abgeschlossen im September 1926) auf Grund einer geschichtlich geführten und darum von vornherein zur Mißachtung verurteilten Untersuchung seinen Landsleuten noch einmal zu

Gemüt führt, daß la soumission à la règle est l'article essentiel du credo classique, daß der triomphe de l'autorité sur l'indépendance, de la discipline sur l'insubordination den klassischen Geschmack bestimme. Solche Belehrungen werden von französischer Seite, mehr als gut ist, für überflüssig gehalten. Der Vorwurf trifft auch Monglond. Begriffliche Klarheit ist nicht seine stärkste Seite. Er entschädigt dafür durch eine feinsinnige Kunst, mit der er den Gefühlscharakter der französischen Literatur in beachtenswerten Leistungen herauszustellen weiß. Konflikte zwischen wissenschaftlichem und künstlerischem Gewissen sicht er auf seine Art aus. Bei ihm tritt ein grundsätzlicher Fehler, der überhaupt doktrinär veranlagten Literaturhistorikern zum Verhängnis wird, stark in die Erscheinung, nämlich daß er qualitative Unterschiede in seelischer oder künstlerischer Art nur noch als graduelle ansieht. Wer ein paar Wallungen, die romantisch anmuten, aufzuweisen hat, ist sofort Romantiker. Das wäre gerade so, als wenn man die Dichter des 16. Jahrhunderts, die gekünstelte Wendungen gebrauchen und greifbares Gefühl für präziöse Stilgebung besitzen, für die Preziosität des beginnenden 17. Jahrhunderts in Anspruch nehmen und Saint-Gelays neben Voiture im Hôtel de Rambouillet einen Platz anweisen wollte. Jemand, der ein paar Gedichte verfaßt, hat nicht sofort Anspruch darauf, als Dichter zu gelten. N'est pas poète qui veut! Bis zu dem innersten Wesen der Romantik, mag man es in dem Sieg der Phantasie über die Proportion, in dem Drang nach dem Unendlichen und Ewigen oder in dem Bewußtmachen des Unbewußten suchen oder als expansion sentimentale, als frissons métaphysiques oder sonstwie bestimmen, dringt keiner von denen vor, die Monglond für Wegbereiter der Romantik oder gar für Romantiker hält. Das Weltgefühl, das sie beseelt, ist zu wenig gleichmäßig in ihnen entwickelt, die irrationalen Elemente, die eine Beschränkung oder Aufhebung des klassischen Gleichmaßes bedingen, sind bei ihnen noch zu unterschiedlich vertreten; die Umsetzung bisher vorhandener Werte in neue ist nur in schwachen Anfängen vorhanden. Entscheidend ist und bleibt, daß alles, was an sogenannten vorromantischen Regungen auf dem Boden der klassisch-rationalistischen Literatur in Frankreich erwachsen ist, sich erst durch den seelischen Riß, den Rousseau bedeutet, durch die Prägung, die er gab, zu wirklicher Romantik gewandelt hat. In dieser Fassung des Problems, das Monglond, wo es auftaucht, immer wieder zu rasch entgleitet, liegt der Kern der Sache verborgen, und es ist, gegenüber dem Ganzen, das die Romantik bedeutet, eine Frage von untergeordneter

Wichtigkeit, ob man sich den Kopf darüber zerbrechen soll, wie weit die französische Seele mit einem romantisme avant la lettre gediehen ist.

Trahard ist etwas vorsichtiger als Monglond, insofern er in der Vielheit der Faktoren, die die Romantik bedingen, nur einen einzelnen, nach seiner Meinung entscheidenden, herausgreift, die Empfindsamkeit. Wie Monglond fühlt auch er sich schicksalsverbunden mit seinem Stoff und setzt Gelehrsamkeit und Geschmack ein, um seinen wissenschaftlichen Glaubenskampf zu kämpfen. Mit tiefdringender Analyse sucht er den Seelengehalt der Literatur des 18. Jahrhunderts für seine Zwecke auszuschöpfen. Er verspricht sich davon mehr als von der Herleitung der romantischen Bewegung aus europäischen Zusammenhängen. Seine Auffassung vom romantischen Menschen aber ist darum reichlich eng geblieben. Sie übersieht, daß der *homme sensible* noch keineswegs der *homme romantique*, zumal im späteren Sinn, ist. Sein Werk, so dankenswert es in seiner Art ist, gehört zu denen, die ihre Aufgabe darin erblicken, etwas, was in der Forschung bisher mehr im Hintergrund gelassen worden war, um jeden Preis in den Vordergrund zu schieben. Ich wenigstens wüßte nicht, welcher Literaturhistoriker jemals so eigensinnig gewesen wäre, den Dichtern der französischen Klassik oder Nachklassik jede Gefühlsinnerlichkeit abzusprechen und sie zu herzlosen, gefühlarmen Holzklößen zu machen. Auch das, was Trahard über *Manon Lescaut* zu sagen weiß, kommt wenig oder gar nicht über das hinaus, was andere gefunden hatten. Und doch hat seine These vom *Abbé Prévost* als *maître de la sensibilité* von vornherein mehr für sich als die klassische These. Der erste Eindruck, den der Roman macht, spricht durchaus zu ihren Gunsten. Er setzt mit einem packenden Appell an das Herz, an Mitleid und Rührung ein. Die Helden sind weiche Seelen; sie schwanken zwischen Freude und Trauer, Hoffnung und Verzweiflung; sie stehen nicht fest im Leben, nicht fest in ihren Gefühlen. Jedes Erlebnis wühlt eine Welt von seelischen Erregungen und Gefühlswallungen in ihnen auf; sie sind überschwänglich in den Ausbrüchen ihrer Leidenschaft, deren sie nicht Herr werden können. *Tourments de l'amour, ivresse de l'amour, faiblesses d'amour* — so schallt es uns aus dem Roman entgegen. Mit dem rein Literaturgeschichtlichen aber ist es auch für Trahard nicht getan. Auch er hat seine Hintergedanken. Er will gegen die Geringschätzung ankämpfen, mit der von französischer Seite über die eigene Literatur geurteilt wird. *Maurice Barrès* hat seinen Zorn heraufbeschworen, weil er die Literatur des 18. Jahrhunderts als minderwertig ablehnt und die ganze Zeit, die

ihm unsympathisch ist, kurzerhand opfern will. Dem Verfasser der *Déracinés* und der *Colline inspirée* können Diderot und Rousseau und alle andern nun einmal nichts mehr geben. Trahard aber erkennt auch in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts eine hochstehende, nationale Leistung, die es zu verstehen und zu lieben gilt. Auch die von Barrès mißachteten Schriftsteller sind nach seiner Auffassung dazu berufen, mitzuarbeiten an der Bewahrung und Mehrung der Errungenschaften der französischen Vergangenheit. In der Romantik rauschen auch für ihn Quellen, die aus der französischen Seele fließen. Sieht man aber genauer zu, so wird es nicht allzu schwer fallen, sehr viel von dem, was Trahard als eigentümlich französisch in Anspruch nimmt, auch außerhalb Frankreichs wiederzufinden. Van Tieghem, der vergleichende Literaturhistoriker, schaut hier besser durch als der Professor der französischen Literatur im lieblichen Dijon.

Das Beispiel der Manon-Lescaut-Forschung ist bezeichnend für die Haltung weiter Kreise der französischen Literaturhistorik. Mit rascher Wendung werden Gesichtspunkte in die Debatte geworfen, die zunächst nicht im Stoff, auch nicht im Umkreis des Stoffes liegen, die sich aber unter der Hand zu Hauptfragen wandeln. Einem kühnen Griff ist es vorbehalten, Weltanschauungsproblemen eine Fassung zu verleihen, die sich erst aus einer auf spätere Entwicklung zurückblickenden, nachträglichen Betrachtung ergibt. Ein solches Vorgehen aber schließt Nachteile in sich. Im Namen der Wissenschaft glaubt man bald vieles, wenn nicht gar alles sagen zu dürfen, und nichts ist leichter und verlockender zugleich, als Gegenwartsgedanken und Gegenwartserkenntnisse beliebig weit oder beliebig stark in die Vergangenheit zurückzuverlegen und in die exakte Forschung Gefinnungen zu gießen, in deren Betätigung man sich mit der herrschenden Meinung seines Volks ein weiß. Es erweckt Befriedigung, wenn man Literaturwerke, die nach gewöhnlicher Auffassung aus zeitlichen und anderen Gründen der Klassik fernstehen, für die Klassik in Anspruch nehmen, wenn man durch ihre Abstempelung in klassischem Geist den Schatz der zur Unsterblichkeit vorausbestimmten Leistungen mehren und so die Gesamtmasse der Literaturschöpfungen in ihrer Stoßkraft stärken kann. So wie die Dinge heute liegen, vermag man sich aber nicht des Eindrucks zu erwehren, daß die wissenschaftliche Begründung im Vergleich zur Absicht der Forschung für manche mehr nebensächlicher Natur ist. Begriffliche Scheidungen werden aufgelöst, gelockert oder ignoriert. Zeiten und Zeitunterschiede werden ineinandergeschoben, um die letzten Bedenken

zu beseitigen. Es klingt so schön, wenn man einen Roman wie Manon Lescaut triumphierend der „europäischen“ Romantik entgegenhalten und sich an dem Gedanken weiden kann, daß in ihm der „französische Geist“ zu romantischer Besinnung erwacht war, ehe noch das Ausland auf Frankreich einwirken konnte. Innere Befriedigung über die Unübertrefflichkeit französischer Kulturleistung mischt sich mit dem kühnen Versuch, weite Blickpunkte zu gewinnen und folgenschwere Schlüsse zu ziehen. Wenn Frankreich im Zeichen dieses Geistes in das Manon-Lescaut-Jahr eintritt, kann die Wissenschaft nicht sonderlich gewinnen, auch wenn noch weiterhin so viel Gelehrtes über Manon Lescaut geschrieben wird.

Samuel Dodsworth bereift Europa¹⁾.

Von Walther Fischer.

In einem seiner letzten Werke, „Dodsworth“ (1929), schildert Sinclair Lewis, der Literaturnobelpreisträger des Jahres 1930, in seiner eindringlichen, das Äußere scharf kennzeichnenden Art, die aber auch das wesentlichere Innere keineswegs vernachlässigt, die Leiden und Freuden eines amerikanischen Europafahrers.

Es ist nicht das erstmal, daß Sinclair Lewis dieses Thema behandelt. Schon in seinem Erstlingswerk, „Our Mr. Wrenn“ (1914), hat er die Gestalt eines Europafahrers gezeichnet, und es ist außerordentlich bedeutungsvoll, daß er jetzt, auf der Höhe seines Ruhmes und seines Schaffens, zu eben diesem Gegenstand zurückgekehrt ist, — zeigt dieser Umstand doch, daß Sinclair Lewis die geistige Auseinandersetzung mit dem Ausland als eine der wichtigsten soziologischen Fragen betrachtet, auf die er sein Publikum lenken will. Zwar — das „Ausland“, das der amerikanische Leser kennen lernt, wenn er „Unseren Herrn Wrenn“ auf seiner Europafahrt begleitet, beschränkt sich auf England, und darauf, wie es sich im bescheidenen Gehirn dieses sentimental, bildungsfernen und doch bildungsbegehrlichen amerikanischen Cockney malt: die Großartigkeit der Kathedrale von Chester macht ihm Eindruck; in Oxford mit seinen vielen akademischen Erinnerungen fühlt er sich bekümmert; und in London ist er so einsam, daß er mit dem gefangenen Tiger im Käfig des Zoo Bruderschaft schließt. Und das Ergebnis seiner Reise ist, daß er spornstreichs nach USA. zurückkehrt, um — sein Vaterland zu entdecken und eine brave Ehe mit einem braven Ladenmädchen einzugehen.

Was Sinclair Lewis mit der Figur des Herrn Wrenn zeigen wollte, ist das Verhalten des typischen Spießbürgers mit romantischen Sehnsüchten angesichts eines exotischen Bildungserlebnisses — aber es kommt bei ihm gar nicht zum eigentlichen Auskosten dieses Erlebnisses; alles was sich in seinem Inneren nach dieser Richtung hin anbaut, wird

¹⁾ Nach einem Vortrag gehalten bei einer Zusammenkunft der „Vereinigung ausländischer Studierender“ im Wintersemester 1932/33.

schon im Keim verschüttet und zerstört durch die instinktiven Hemmungen, die der 'low-brow', der Ungebildete oder Halbgebildete, vor dem empfindet, was er voll Snobbismus und Ablehnung, voll von uneingestandener Achtung vor diesen höheren Dingen, als 'high-brow', als intellektuell bezeichnet. „Unser Herr Wrenn“, biederer Angestellter in einem Geschäft, das kitschige Reiseandenken und Kunstartikel vertreibt, war daher kein ganz angemessener Vertreter für das Bildungserlebnis im Ausland schlechthin. Ein beschränkter Mensch, der sein eigenes Vaterland nur aus beschränktestem Blickfeld kennt, der seiner engen Umgebung mit tausend Vorurteilen verhaftet ist, ist wenig geeignet, in höherem Sinn als typisch zu gelten; sein Einzelschicksal mag uns rühren, erfreuen oder ärgern — aber es ist nicht mustergültig.

So war Sinclair Lewis wohl beraten, als er sich für seinen späteren, viel umfangreicheren und anspruchsvolleren Roman einen wohlhabenden, klugen, lebenserfahrenen, menschenkundigen Bürger des amerikanischen Mittelwestens zum Helden erkor, der aus dem Durchschnitt des Bürgertums durch seinen Eigenwillen hervorragt, den Automobilfabrikanten Samuel Dodsworth aus Zenith, ehemaligen Studenten und Fußballspieler an der Universität Yale und früheren Ingenieur an einer großen Lokomotiven-Fabrik. Jetzt ist er Millionär und 50 Jahre alt, lebt in wenig beglückender Ehe mit einer eigensüchtigen, anspruchsvollen und verwöhnten Frau, die sich auf ihre äußerliche, etwas europäisch gefärbte Bildung viel zugute tut und von der er sich noch immer einredet, daß sie ihn liebe. Dodsworth ist (in des Autors eigenen Worten) der „verkörperte gesunde Menschenverstand“ mit „der Leistungsfähigkeit und Verlässlichkeit eines Dynamos“, mit bescheidenen Neigungen zu Literatur, Kunst und Musik, und ähnlich wie „Our Mr. Wrenn“ besitzt auch er jenen verhaltenen Drang nach ein wenig Lebensromantik, der für viele Gestalten unseres Dichters so bezeichnend ist.

Seine geschäftliche Laufbahn hat durch Verschmelzung seiner Fabrik mit einem großen, unpersönlichen Verband soeben einen gewissen Abschnitt erreicht, und nun will er, dessen Leben nur Mühe und Hast, Arbeit und Jagd nach immer größerer efficiency gewesen, sich auf einer Europareise die Zeit nehmen, „sich über sich selbst klar zu werden“, „sein eigenes Leben zu führen“ und „sich seines Lebens zu freuen“. Dies „Über-sich-selbst-klar-werden“ ist denn auch der Hauptinhalt des Buchs, aber er wird nicht nur über sich selbst klar, sondern auch über das Verhältnis zu seiner Frau Fran (Franziska), die, unbeschwert und unbekümmert von all den Eindrücken, die ihre Seele erweitern und erheben könnten,

sich einen Flirt nach dem andern gönnt — in England, Frankreich, der Schweiz und in Deutschland — und die Geduld ihres Gatten auf eine solche Probe stellt, daß es schließlich zum endgültigen Bruch kommt. Sie glaubt bei einem flotten, verarmten österreichischen Grafen die wahre Liebe zu finden; der aber zieht sich zuletzt aus Familienrücksichten von ihr zurück. Dodsworth jedoch verzichtet seinerseits darauf, die keineswegs reumütige Gattin nun wieder mit offenen Armen aufzunehmen, sondern führt sie nur nach Amerika zurück, um sich dann eilends wieder nach Europa einzuschiffen, wo seiner im behaglichen, italienischen Landhaus einer an Europa gereiften Landsmännin Verständnis und ruhiges Glück wartet. Ob er dieses Glück wirklich findet und wie es der Gattin weiter ergeht, verschweigt uns der Verfasser.

Diese kurze Inhaltsangabe war deshalb nicht überflüssig, weil nur von ihr aus der volle Sinn der Stellen erhellt, in denen Sam Dodsworth Betrachtungen über das Ausland anstellt. Denn wenn auch viele dieser Beobachtungen unbedingte Bedeutung haben, oder wenigstens von Lewis so verstanden sein wollen, so ist doch wieder manches andere nur aus der besonderen Lage oder Stimmung zu erklären, der es entstammt, und es kommt solchen Stellen nur bedingte Bedeutung zu. Im ganzen aber, daran dürfen wir wohl festhalten, überwiegt der Anspruch der unbedingten Geltung.

Und noch eines ist wichtig zum vollen Verständnis dieser Stellen. Es ist ja bekannt, daß viele seiner Landsleute in Sinclair Lewis nur den Kritiker, ja den Verächter und Bspötter des eigenen Landes sehen — daher auch jene Opposition, die sich gegen ihn geltend machte, als er als Amerikaner den Nobelpreis erhielt. In Wirklichkeit aber ist Sinclair Lewis einer der Schriftsteller der lebenden Generation, die am meisten echte, tiefe Liebe für ihr Vaterland hegen, und sein Urteil, wie scharf es sich auch über manche Zustände äußern mag, ist nie schlechthin verneinend, sondern stets getragen von einem starken Glauben an Volk und Zukunft des Landes. Und gerade diese feste Überzeugung ist es, die ihn so stark macht; sein Wirklichkeitsinn bewahrt ihn vor Überschwang nach beiden Seiten; er fühlt: er darf kritisieren, gerade weil ihm das Wesentliche, die Vaterlandsliebe, selbstverständlich ist.

So auch Samuel Dodsworth. Wie freimütig er auch die Vorzüge anderer Länder anerkennt, wie scharf er gelegentlich über die eigenen Landsleute urteilt, immer und überall liegt ein echter, warmherziger, ohne Fanatismus bekannter Amerikanismus zugrunde. Ob dieser freilich den anderen Ländern immer gerecht wird, ist eine andere Frage;

jedenfalls aber ist der Wille zum Verstehen eines seiner kennzeichnenden Merkmale, und gerade darin sehe ich, wenn ich so sagen darf, die pädagogische Bedeutung des Buches.

In dieser sachlich abwägenden Haltung führt Dodsworth-Sinclair die amerikanische Auslandsbetrachtung einen wichtigen Schritt weiter. Ältere Autoren, wie etwa Longfellow, der neuenglische Gelehrte und Romantiker, standen Europa mit sentimentaler Märchenstimmung und — gewissermaßen — einem provinziellen Inferioritätsgefühl gegenüber; Mark Twain nahm eine Generation später — in bewußter Reaktion gegen solch demütige Haltung — eine banausisch-witzelnde Stellung ein, und seinen „Innocents Abroad“ ist nichts mehr heilig geblieben. Hier aber, mit Dodsworth, treten wir ein ins Zeitalter der neuen Sachlichkeit und der Relativität. Denn — das ist die erste Lehre, die Dodsworth aus seinen Reisen schöpft — es gibt keine unbedingten Urteile über irgendein Land. In bitterer Ironie macht er sich zu einem Durchschnitts-Baedeker-Reisenden und philosophiert: „Ich weiß jetzt etwas weniger als damals, als ich meine Reise antrat. Damals wußte ich ganz genau, daß die Engländer lauter Eiszapfen, alle Franzosen Schwärzer sind und alle Italiener im Sonnenschein beisammen sitzen und singen. Jetzt weiß ich nicht einmal mehr soviel. Jetzt vermute ich, daß die meisten Engländer recht leutselig und die meisten Franzosen schweigsam sind und daß die meisten Italiener wie der böse Feind arbeiten. Ich habe gelernt, an allem zu zweifeln. . . Was habe ich gelernt? Wir wollen mal sehen: Die Namen von ungefähr fünfzig Hotels, von denen ich bald nur mehr fünf wissen werde. Die Fahrpläne von einem halben Duzend Luxuszügen. Die Namen von ein paar Burgunderweinen. Wie man ein romanisches von einem gotischen Portal unterscheidet. Wie man mit einer französischen Speisekarte bestellt, vorausgesetzt, daß nichts Ungewöhnliches darauffsteht. Und ich kann „Wie viel?“ und „Zuviel“ auf Englisch, Französisch, Deutsch, Italienisch und Spanisch sagen. Ich glaube, das ist so ungefähr alles, was ich gelernt habe. Ich fürchte, man hat mich zu spät eingefangen.“

Solchen Äußerungen der Mißstimmung, ja der Verzweiflung über die eigene Unfähigkeit, fremdem Wesen nahe zu kommen, gibt Dodsworth nicht selten Raum, und er gemahnt sich und seine Zuhörer dadurch immer wieder an das eigentlich Problematische all solcher Auslandskenntnis und Erkenntnis. Aber dann auch faßt er sich wieder Mut und Urteilskraft, und wägt fremdes und eigenes Volkstum sorgfältig oder kühn verallgemeinernd gegeneinander ab.

Das erste Erlebnis, das ihm begegnet, ist England. Auch für ihn, wie für so viele Anglo-Amerikaner des 20. Jahrhunderts, ist England immer noch in gewisser Weise das Mutterland, das Land der Vorfahren, das einzige Europas, das auch in der amerikanischen Schule einigermaßen lebendig wird und das der amerikanischen Jugend mit den romantischen Gestalten Walter Scotts oder Charles Dickens' und mit seinen „richtigen Monarchen“ sozusagen konkret vor Augen tritt. Er liebt England, wie das Kind die tote Mutter liebt — aber Amerika ist ihm „Frau und Tochter“. So liebt er auch die Stadt London, ihre düstere Weite, ihre häßlichen Mauern, wenn sie einmal ein seltener winterlicher Sonnenstrahl erhellt, und ihre Männlichkeit, die ihrer kraftvollen, eroberungstüchtigen Bevölkerung zu entsprechen scheint. Hier fühlt er Verwandtes in sich lebendig werden.

Zwei Dinge aber verdrießen ihn in England. Das eine ist die selbstverständliche Art, mit der sich die Engländer als die den Amerikanern Überlegenen dünken. Man glaubt, Dodsworth zu schmeicheln, wenn man ihm sagt: „Wissen Sie, Herr Dodsworth, ich hätte Sie und Ihre Frau niemals für Amerikaner gehalten; ich hätte geglaubt, Sie seien ein englisches Ehepaar, das längere Zeit in den Kolonien gelebt hat.“ Und das andere ist jener Snobbismus, mit dem Amerikaner — und besonders Amerikanerinnen —, die in England leben, sich gelegentlich ihres Vaterlands schämen und wie die sprichwörtlichen Renegaten seine Fehler und Mißstände am mitleidslosesten bloßstellen. Im Gespräch mit solchen törichten Überläufern und Abtrünnigen wird auch der besonnene Dodsworth zum hundertprozentigen Amerikaner, und selbst Fran, seine Gattin, sagt einer anglißierten Amerikanerin, die gegen amerikanische „Barbarei und Unbildung“ loszieht, mit der größten Liebeshwürdigkeit ein paar besonders wohlgemeinte Bosheiten. Aber eines gibt Sam doch zu denken. Während seines Londoner Aufenthalts kommt er auch mit vielen aufrichtigen Amerikanern zusammen, meist wohlhabenden Kaufleuten und Industriellen, die alle eine Art romantischer Zuneigung zu ihrer amerikanischen Heimat empfinden, die ihren Amerikanismus jederzeit betonen und doch glücklich sind, den Rest ihres Lebens in England, in Europa zu verbringen. Und hier finden sich nun einige Stellen, die von Sinclair Lewis vor allem für den Hausgebrauch seiner amerikanischen Leser gemeint sind. Was Sinclair Lewis durch den Mund dieser kritisierender Amerikaner besonders tadeln läßt, das ist puritanische Anduldsamkeit im Privatleben, die vor keiner Indiskretion zurückschreckt und die sich etwa auch in der erzwungenen Prohibition

äußert; das ist die übertriebene „efficiency“, die doch nur eine Mythe ist, und endlich die Überschätzung der Arbeit als solcher. Aber all diese Amerikaner — und da bricht nun wieder jener kennzeichnende Optimismus durch, den ja Sinclair Lewis nie verleugnet — sind überzeugt, daß diese Schwächen von einem kommenden Geschlecht, vielleicht schon in nächster Zukunft, überwunden werden. Und er endet die ernste Kritik dieses Abschnittes mit einem — freilich nicht ganz neuen — Epigramm: „Einer der besten Beweise, daß Amerika wirklich das größte Land der Welt ist, ist dies: Paris und London sind zwei der schönsten amerikanischen Städte geworden!“

Von England wendet sich das Ehepaar Dodsworth nach Frankreich und nach Paris, „dem Casanova unter den Städten“. Hier fühlt Sam Dodsworth viel mehr das Fremdländische an dem ihn umgebenden Schauspiel von Landschaft, Mensch und Leben, viel stärker als in England. Er ist sich auch klar darüber, daß er das eigentliche Paris, das Paris der drei Millionen Franzosen, die arbeiten und ein so bürgerliches Leben führen wie die Einwohner irgendeiner amerikanischen Kleinstadt, nicht kennen lernt. Dafür aber klopft er pflichtschuldig Museen und Galerien ab — und, seltsam genug, auch dies macht ihm, dem stets Lernbegierigen, Eindrucksfähigen, wirkliches Vergnügen, größeres Vergnügen als der unberechenbaren Fran.

Und einmal hat er sein großes Stadterlebnis — er lernt Notre-Dame verstehen und setzt die Kathedrale in unmittelbare Beziehung zu sich selbst und seiner Umwelt, zu Frankreich und zu Amerika, — eine der denkwürdigsten Stellen des ganzen Romans, ein Abschnitt auch, so will mir scheinen, der Zeugnis dafür ablegt, daß Sinclair Lewis schriftstellerisch doch mehr ist als ein gewandter Journalist.

Hören wir den Autor selbst:

„Da Fran sowohl eine Sitzung bei ihrem Maler wie eine Anprobe bei ihrem Schneider hatte, ... hatte Sam einen ganzen Nachmittag für sich. Innsgeheim, ein wenig schuldbewußt, meditierte er: „Ich hab' zwar Notre-Dame schon erledigt, mit Fran. Aber ich geh' vielleicht doch noch einmal hin und seh zu, ob sie mir wirklich gefällt. Man kann nie wissen, vielleicht doch!“ Feierlich, den Baedeker ungeniert in der Hand, stieg Sam vor Notre-Dame aus dem Wagen, und ebenso ungeniert begab er sich in ein Café jenseits der Seine, gegenüber der Kathedrale. Hier, ohne die bewundernden Ausrufe Frans, begann er sich allmählich heimisch zu fühlen. Er verfiel dem grauen, beherrschenden Zauber der

Kathedrale. Da war Kraft, Kraft und Ausdauer und Weisheit. Die Stützbogen kletterten wie auf Schwingen empor. Die ganze Kathedrale weitete sich vor seinen Augen; das Werk aus Menschenhand schien höher zu ragen als der Himmel. Er fühlte — undeutlich und unzusammenhängend —, daß auch er mit seinen Händen Taten vollbracht habe; daß sein Kraftwagen keine verächtliche Schöpfung war, daß er den vergessenen, unbekanntem, lustigen und gewöhnlichen Handwerker, die dieses düstere, steinerne Epos geschaffen, um vieles näher stand, als irgendein Kunsthistoriker mit seiner Weisheit von den „Wandlungen in den gotischen Motiven“. Wie diese fröhlichen Handwerker darüber gelacht hätten, beim Wein, den sie vielleicht gerade hier, in diesem Winkel, zu trinken pflegten! Er las im Buch der Schrift (d. h. im Baedeker; ob wohl Ruskin und Cellini und Dante auch mit dem Baedeker gereist waren?): „Notre-Dame. . . . In frühromischer Zeit stand hier ein Jupitertempel. Der Bau der jetzigen Kirche wurde im Jahre 1163 begonnen.“ Ein Jupitertempel! Priester in weißen Gewändern. Opferstiere mit geduldigen, fragenden Augen, ihre schweren, bekränzten Häupter schüttelnd. Streitwagen, die über den Platz jagten — gerade da drüben, über dem Flusse. Die Vergangenheit, die für den Knaben Sam Dodsworth Fußball bedeutet hatte und die für den von Automobilkonstruktionen geplagten Mann eine glänzende Mythe geworden war, gewann plötzlich Form und Gestalt, und er schritt mit Julius Cäsar dahin, nun nicht mehr ein bloßes Bild aus einem Schulbuch, sondern eine lebendige, etwas schwashafte Wirklichkeit, der eben hier mit ihm, Sam Dodsworth, einen Schoppen trank — und eine außerordentliche Ähnlichkeit mit Roosevelt in Zivil besaß. Gedankenvoll schlenderte er über die Brücke zurück und betrat die Kathedrale. . . . Geduldig las er in seinem Baedeker: „Geoffrey Plantagenet, Sohn Heinrichs II. von England, hier begraben (1186); 1430 König Heinrich VI. von England als französischer König gekrönt. . . ., 1560 Krönung Maria Stuarts als Gemahlin Franz II. von Frankreich; 1804 Krönung von Napoleon I. und Josephine von Beauharnais durch Papst Pius VII. . . .“ Plantagenet! Aufrechte Löwen auf scharlachroten Bannern mit Gold umsäumt. Maria Stuart und ihr stolzes Köpfchen. Napoleon selber — gerade hier, wo Sam Dodsworth eben saß. „Sm“ — sagte er. Dann sah er hinauf nach der großen Rosette, und er sah, was sie bedeutete. Er sah das Leben als etwas Größeres, Aufregenderes, als Essen und etwas Schlaf. Er fühlte, daß er nicht länger ein Hausierer in Kraftwagen war, er fühlte, daß er in die Ver-

gangenheit, die ihn hier umgab, hineinabenteuern durfte, und vielleicht auch in die viel rätselhaftere Gegenwart.“

Das ist die Peripetie, der Umschwung, und zugleich die Katharsis, die Läuterung von Sam Dodsworth.

Im April des Jahres 1927 langten Dodsworth und Fran endlich in Berlin an, nach vielerlei Irrfahrten durch Südfrankreich und Spanien, Montecarlo und die Riviera, Italien, Österreich und die Schweiz — und nach einem kurzen amerikanischen Zwischenspiel, das Sam allein nach New York, in seine alte Universitätsstadt Yale und nach Zenith zurückführt und ihm neue Gelegenheit gibt, die Heimat kritisch zu betrachten.

Was von Deutschland und Berlin an äußeren Eindrücken und Schilderungen gebracht wird, ist nicht gerade viel, und das wenige scheint im allgemeinen weder besonders kennzeichnend noch besonders erhebend oder treffend geschildert: ein Ausflug nach Potsdam, Berliner Nachtlokale, die Adlon-Bar (Dodsworths wohnen natürlich im Adlon), die Siegesallee, die sie sehr bewundern („denn es hatte ihnen noch niemand richtig gesagt, daß diese Statuen absurd und banal seien“), das sonntägliche Berliner Ausflugsleben (wobei von Bayern die Rede ist, die auch in diesen nördlichen Provinzen des Reiches in kurzer Wicks herumlaufen) und ähnliche Einzelheiten und Außerlichkeiten. Nichts von deutscher Kunst und Musik, nur wenig von tieferem deutschen Denken und Trachten. Gleichwohl ist aber Dodsworths inneres Verhältnis zu Deutschland von höchster, programmatischer Bedeutung. Die Kriegspychose, die auch er noch in Resten mit sich schleppt, verschwindet völlig; die Deutschen, mit deren Intelligenz er durch Frans deutsche Verwandte in Berührung kommt, erscheinen ihm gewissermaßen als der Typus des Europäers schlechtthin und als die fremde Nation, die neben der englischen ihm geistesverwandt ist. Er gesteht: „Wie interessant auch immer ihm die anderen europäischen Nationalitäten gewesen sein mochten, die er kennen gelernt, wie fröhlich die Italiener und wie tatkräftig die Franzosen, nur die Engländer und die Deutschen empfand und fand er wirklich als seines gleichen („his own sort of people“). Bei ihnen allein konnte er verstehen, was sie dachten, wie sie lebten und was sie vom Leben erwarteten.“

Und so erklärt es sich, daß die große Auseinandersetzung zwischen Europäismus und Amerikanismus sich gerade in Berlin abspielt, und daß all das, was Sinclair Lewis Positives über diesen Gegenstand zu sagen weiß, in einem höchst lehrreichen Gespräch zwischen Dodsworth

und einem Berliner Volkswirt, dem in seinem Äußeren etwas karierten Professor Braut, zutage gefördert wird. Braut ist ein ausgezeichnete Kenner Amerikas; er hat ein Jahr in Havard, ein zweites in Leland Stanford in Kalifornien gelehrt und hat die Staaten ein weiteres Jahr bereist — „aber das genügt natürlich nicht, um ein wirkliches Wissen von Ihrem großen Lande zu bekommen“, meint er bescheiden.

Dieser Professor Braut entwickelt nun eine Theorie des Europäismus, eines geistigen Pan-Europa mit gemeinsamer Front gegenüber Rußland, oder England (das er als Inselreich anders beurteilt als das europäische Festland) gegenüber Amerika (einschließlich Latein-Amerika) oder Asien. Das Wesen europäischer Kultur scheint ihm aristokratisch zu sein, in dem Sinne, daß es vor der Einzelleistung, dem Helden, dem Repräsentanten, wie Carlyle und Emerson gesagt hätten, eine höhere Achtung besitzt, daß es die Größe des eigenen Landes nach seinen großen Männern bemißt, und daß auch der Durchschnittsbürger in der Hervorbringung solcher Männer ein höheres Ideal sieht als in der Erzeugung von Kraftwagen und Badewannen am laufenden Band. Dieser europäische „Aristokrat“ fühlt in sich die große Verpflichtung, die Kultur der Vergangenheit fortzuführen und weiterzuentwickeln; er hat Achtung vor der Überlieferung, und dies spornt ihn an, sich gründliche Kenntnisse zu erwerben. Europa ist für Professor Braut weiter die letzte Zufluchtsstätte „des Individualismus, der Beschaulichkeit und Muße, des verborgenen Privatlebens und des ruhigen Glücks, kurz des Wertes der Persönlichkeit“. Diese Werte nun sind von der Amerikanisierung bedroht, aber diese ist keine amerikanische Erfindung, sondern sie zeigt sich genau so gut (und als heimisches Gewächs) in der deutschen Industrie, im französischen Export, im englischen Reklamewesen. Als Merkmal der Amerikanisierung gibt er an „den orthodoxen Glauben, es sei wichtiger, daß die Einkäufe fein säuberlich am Läutewerk der Registrierkasse angezeigt werden, als daß man Waren einkauft, die man wirklich brauchen kann“.

Der europäische Aristokratismus wird freilich nur von einer dünnen Schicht in jedem Lande gepflegt, und weder die jungen Kaufleute der Berliner Friedrichstraße noch die der Pariser Rue de Rivoli gehören dazu. Dazu aber gehören andererseits auch alle jene Amerikaner, die mit heißem Herzen bestimmte kulturelle Ziele verfolgen. Hier nun setzt Dodsworth ein und verfißt seinen zuversichtlichen Leitsatz von der geistigen Entwicklung und dem geistigen Streben der Vereinigten Staaten.

Was der Durchschnittseuropäer vom Amerikaner zu wissen glaubt, das sind meistens falsche, höchstens halb wahre Gemeinplätze. Amerika ist nicht nur das Dollarland; der französische oder deutsche Bauer liebt das Geld viel mehr, als der Durchschnittsamerikaner, der es auch auszugeben weiß. Die meisten Amerikaner, die nach Europa gehen, kommen, um zu lernen; aber die wenigsten Europäer gehen nach Amerika, um sich zu bilden; die meisten nur, um Geld zu verdienen. Und doch gäbe es mancherlei zu lernen in den Staaten, ehemals wie heute. Fast zur gleichen Zeit, als Dickens in Martin Chuzzlewit (1843) seine böse Karikatur des amerikanischen Westens schrieb, lebten dort (oder wurden geboren) Männer wie Abraham Lincoln, General Grant, William Dean Howells; und eben diese vulgären, bildungsfeindlichen Hinterwäldler, die Dickens so mißgünstig beschreibt, haben den Urwald erobert und die Mississippi-Sümpfe trockengelegt. Hier muß die neue amerikanische Überlieferung einsetzen. An einer späteren Stelle sieht Dodsworth im geistigen Auge die Vorfahren, diese Pioniere, wie sie über die Alleghanies, durch die Wälder Kentuckys und Tennessees, über die blutenden Ebenen von Kansas bis nach Oregon und Kalifornien vorstießen, eine erhabene Wallfahrt, die hundert Millionen Menschen eine neue Heimat verschafft hat.

Es ist für die Entwicklung des Gedankens von der amerikanischen Tradition ungemein bezeichnend, daß Sinclair Lewis die neuzeitliche Überlieferung bei den amerikanischen Pionieren des 19. Jahrhunderts und nicht bei den englischen Kolonisten des 17. Jahrhunderts beginnen läßt. Ihr Sinn und ihre geschichtliche Bedeutung ist für Dodsworth: Individualismus, persönliche Freiheit, mit dem Wunschbild eines amerikanischen Aristokratismus, das wir soeben kennen lernten. Jene andere Reihe aber würde für ihn bedeuten: Puritanismus und alle Fesseln der Demokratie, die oben gleichfalls schon angedeutet wurden. Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, daß die geschichtliche Deutung hier sachlich andere Wege gehen, andere Folgerungen ziehen könnte und müßte. Wichtig für uns ist nur die wiederholte Feststellung, daß Sinclair Lewis auch hier sich der antipuritanischen Kritik anschließt, und mehr noch: daß aus seiner Traditionstheorie ein letzter Gedanke erwächst, in dem Dodsworths Betrachtungen über den Europäismus und Amerikanismus schließlich gipfeln, ein Gedanke, der bezeichnenderweise in Italien, in einer Villa am Golf von Neapel, reift.

Jene amerikanischen Pioniere erschlossen zwar das Land, aber sie liebten nicht eigentlich die Scholle, wie die europäischen Völker es tun.

Und hier, in diesem Unterschied erblickt Lewis die letzte und ursprüngliche Wurzel aller europäischen Kräfte, das Interpfand stetiger Erneuerung, das wesentlich Elementare, Geheimnisvolle, Wunderbare, wofür dem Amerikaner der Sinn meist abgeht. Dodsworths amerikanische Freundin, die so lange in Italien gelebt hat, erklärt ihm im letzten Abschnitt des Buches in beredten Worten dieses Geheimnis der Scholle: „Der italienische Bauer liebt die Erde, . . . die erdige Erde . . . und Sonne und Wind und Regen. Er ist ein Mystiker im höchsten Sinn dieses übel mißbrauchten Wortes. Der Europäer ist in diesem Punkte überall der gleiche: Der Tiroler liebt den schneidenden Geruch seiner Gletscher und seiner gezackten Berge; der Preuße seine dichte Sandwüste und seine kahlen, kleinen Kiefern. Der französische Bauer nimmt am Misthaufen und Schlammtümpel vor seinem Haus keinen Anstoß. Der englische Bauer liebt seine kahlen Hügel mit ihren scharfen, kleinen Ginstersträuchen. Sie alle lieben Erde und Wind und Regen und Sonne. Aber die amerikanischen Bauern möchten von ihren weiten Feldern wieder loskommen, in die Stadt. Die amerikanischen Geschäftsleute fahren in geschlossenen Limousinen in ihre Golfclubs und sie wollen gerade nicht die Scholle; sie wollen sie schön verborgen haben unter dem Golfrasen. . . . Dies aber ist die Stärke Europas — nicht seine sogenannte Kultur, seine Galerien, und schönen Stimmen und Sprachkenntnisse, sondern seine Erdnähe, die Nähe der Scholle. Und dies ist die Schwäche Amerikas: — nicht sein Lärm und seine Grausamkeit und seine Kinoplattheiten, sondern die Art und Weise, wie es Wolkenkratzer aus Stahl und Glas errichtet, und wunderbare Fabriken aus Zement und Glas, und gefachelte Küchen und Hochantennen und billige Lesehefte herstellt, um sich von der heilsamen Gewöhnlichkeit der Scholle abzusondern.“

Solches also hat Dodsworth in Europa gelernt und erfahren. Es ist (wie angedeutet) durchaus möglich, und manchmal ist das Bedürfnis danach unabweisbar, bei vielen seiner Behauptungen und Verallgemeinerungen ein Fragezeichen zu setzen oder eine erklärende oder protestierende Anmerkung zu machen. Manches, was er an Europa gesehen hat, erscheint uns schief gesehen oder journalistisch aufgepußt. Und doch, nur wenige werden wohl mit Samuel Dodsworth Bekanntschaft gemacht und nicht aus der Beweglichkeit seines Geistes, seiner vernünftigen Selbstkritik und seiner klugen Beobachtung Nutzen und Anregung geschöpft haben.

Siehe Anmerkung Seite 42

Anmerkung: „Sam Dodsworth“ wurde in der amerikanischen Ausgabe zuerst bei Harcourt, Brace & Co. 1929 veröffentlicht und dann in „The Nobel Prize Uniform Edition“ aufgenommen. Der englische Text ist jetzt bequem zugänglich in „The Albatross Modern Continental Library“, Band X, Hamburg, Paris, Mailand 1932. Eine gute deutsche Übersetzung von Franz Fein erschien in Ernst Rowohlt's Verlag, Berlin, und wurde von der „Deutschen Buchgemeinschaft“ übernommen. Ein allgemein unterrichtender Aufsatz des Verfassers über „Sinclair Lewis, den Nobelpreisträger“ in den „Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung“ 1931, S. 700—709.

Der Pflanzenschutz in Wissenschaft und Praxis.

Von Otto Appel.

Jagd und Weidewirtschaft bildeten ursprünglich die Ernährungsgrundlage unserer Vorfahren. Seßhaftigkeit hatte Bevölkerungszunahme zur Folge und führte zum Ackerbau, der in den Jahrhunderten die verschiedensten Stufen der Entwicklung durchlaufen hat. Aus primitiver Nutzung des Ackerlandes entwickelte sich unsere heutige Landwirtschaft mit ihrem hochintensiven Obst-, Wein- und Gartenbau. Alle großen Fortschritte sind letzten Endes unter dem Zwang von Ernährungsfragen zustande gekommen, auch die Fortschritte, welche der Pflanzenbau der Wissenschaft zu danken hat, denn diese hat die schwebenden Fragen im allgemeinen ebenfalls erst aufgegriffen und angreifen können, als die Zeit dafür reif geworden war. Die einzelnen Fortschritte reihen sich logisch aneinander. Aus einem regellosen Ackerbau entwickelte sich die Dreifelderwirtschaft. Das Hinzukommen einer Kulturpflanze zur anderen bereicherte die Möglichkeit des Pflanzenbaus, innerhalb der einzelnen Art wurden Sorten mit wertvolleren Eigenschaften herausgezüchtet, das Düngen der Pflanzen wird auf wissenschaftlicher Grundlage nicht mehr nach Gutdünken, sondern zielbewußt gehandhabt. Und seit ungefähr 40 Jahren fordert die Wirtschaft zum ersten Male, ausgesprochen durch Julius Kühn und Schulz-Lupis, den Schutz der Kulturen vor Verlusten durch Schädlinge. Diese Aufgabe zu erfüllen ist Angelegenheit des Pflanzenschutzes. Er fördert somit die Erträge in bezug auf Güte und Menge, darüber hinaus soll er, durch Verhütung von Epidemien, Ertragschwankungen und damit Preisschwankungen vermeiden helfen und soll dafür sorgen, daß diese Aufgabe sachlich richtig und wirtschaftlich gelöst wird. Wie bedeutungsvoll diese Aufgabe ist, das lehrt die Statistik. Nach ihr vernichten die Schädlinge alljährlich im Deutschen Reich Erntewerte in Höhe von 2 Milliarden Goldmark. Für den Hessischen Staat würden dann, wenn man nur die Fläche zugrunde legte, Werte von 33 Millionen jährlich zugrunde gehen. Da

in Hessen aber nicht nur Roggen, Kartoffeln und Kiefern zu finden sind, wie in manchen Teilen Deutschlands, so wird die Berücksichtigung der Fläche den hessischen Verhältnissen allein nicht gerecht, angesichts der hier tatsächlich alljährlich durch Pflanzenschädlinge vernichteten Werte. Soll der Pflanzenschutz eine derartig große und wirtschaftlich notwendige Aufgabe erfüllen, so muß dieses Zweiggebiet des Pflanzenbaus einen Träger haben, und den stellt der Pflanzenschutzdienst dar. Aufgabe der einzelnen deutschen Länder ist es, einen derartigen Pflanzenschutzdienst zu organisieren. Hierzu besitzt Preußen in jeder Provinz eine Hauptstelle für Pflanzenschutz, während die übrigen deutschen Länder meist über eine Hauptstelle oder Landesanstalt für Pflanzenschutz verfügen. Die Hauptstellen erhalten weitere Hilfe durch Bezirksstellen, bei uns in Hessen 19, dazu noch Vertrauensleute, bei uns zur Zeit 200. Die 30 Hauptstellen für Pflanzenschutz sind unter Führung der Biologischen Reichsanstalt zum Deutschen Pflanzenschutzdienst zusammengeschlossen. Da die Biologische Reichsanstalt nicht nur behördliche Aufgaben erledigt, sondern auch wissenschaftlich umfassend arbeitet, so ist von dieser ausgehend in ihren Haupt- und Bezirksstellen mit den Vertrauensleuten eine Organisation geschaffen, welche die Wissenschaft über Zwischenstellen mit der Praxis verbindet. Das bisher Geschilderte zeigt Aufgabe, Bedeutung und Organisation des heutigen Deutschen Pflanzenschutzdienstes.

Ebenso wie die Zeit für den Pflanzenschutz überhaupt reif werden mußte, ist es auch mit seiner Entwicklung im einzelnen gewesen. Vor 40 Jahren stellte er etwas ganz anderes dar als heute. Das geht sehr gut aus der Bezeichnung der betreffenden Dienststellen hervor: bis vor 15 Jahren sprach man nicht von Hauptstellen, sondern von Hauptsammelstellen, weil damals erst noch Beobachtungen zusammengetragen werden mußten. Heute ist die Bezeichnung Hauptstelle bereits überholt, durch die mancherorts schon eingeführte Bezeichnung Landesanstalt für Pflanzenschutz.

Die größte Schwierigkeit, die dem Aufbau des Pflanzenschutzes entgegenstand, war der Übergang von der Empirie zur zielbewußten Arbeit auf wissenschaftlicher Grundlage. So hat erst die Lehre von den Pflanzenkrankheiten, die Phytopathologie, den Weg geebnet. In den letzten vierzig Jahren ist auf dem Gebiete der Erforschung der Pflanzenkrankheiten erstaunlich viel geleistet worden; wissenschaftliche experimentelle Forschungstätigkeit hat dem Pflanzenschutzdienst erst die Möglichkeit gegeben, seine vielseitigen Aufgaben zu erfüllen. Wir sehen also, daß

der Pflanzenschutzdienst mit Wissenschaft und Praxis Verbindung haben muß, da er wissenschaftliche Arbeit der Praxis in entsprechender Form zuführen soll, nachdem er seine eigenen Maßnahmen auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut hat. Dabei hat er selber bis zu einem gewissen Grad wissenschaftlich zu arbeiten, hauptsächlich jedoch hat er sich praktisch wie organisatorisch zu betätigen. Wie vielseitig und bedeutungsvoll diese Arbeit ist, sollen folgende Beispiele ergeben.

Sich frei von der Empirie zu machen, war seine erste Aufgabe. Beim Steinbrand, einer pilzparasitären Erkrankung des Weizens, kommt es auf äußere Desinfektion des Saatkornes an, denn am Korn haftet äußerlich die Spore von *Tilletia tritici*, welche ihr Myzel in den jungen Keimling entsendet. Das Myzel wächst mit der Pflanze hoch und der Pilz bildet seine Fortpflanzungsorgane statt eines Kornes zwischen den Spelzen. Der hierdurch verursachte Verlust an Körnern betrug vor dem Krieg z. B. für den Staat Sachsen im Durchschnitt jährlich $6\frac{1}{2}$ Millionen Goldmark. Die Bekämpfung geschah ursprünglich vielfach mit Jauche, an der englischen Küste mit Meereswasser. Man glaubte in beiden Fällen an eine fungizide Wirkung. Da, wie später die Wissenschaft zeigte, nur keimtötende Mittel eine solche Wirkung ausüben, so ist der Jauche und dem Meereswasser nur eine mechanische, physikalische Wirkung zuzuschreiben. Für eine gründliche Steinbrandbekämpfung, wie wir sie heute kennen, kommt weder Jauche noch Seewasser in Frage. Bürgern sich derartige Mittel in der Praxis ein, so halten sie die Entwicklung auf und sind oft schwer zu verdrängen. Die Entdeckung der fungiziden Wirkung des Kupfers löste lebhaftere wissenschaftliche Tätigkeit aus. Die Biologie des Krankheitserregers wird eingehend erforscht, das Verhalten der Wirtspflanzen, also des Weizens, dem Parasiten gegenüber untersucht, man prüft eine ungeheure Zahl chemischer Verbindungen, um mit ihnen Weizenkörner gegen Steinbrandsporen zu beizen, es entwickeln sich, ausgehend von der Naßbeize, die verschiedensten Bekämpfungsverfahren. Die Medizin stellt die Frage, ob der Quecksilbergehalt des modernen Beizmittels nicht Schäden am menschlichen Organismus hervorzurufen vermag; Tierzuchtinstitute stellen fest, unter welchen Bedingungen gebeiztes Getreide verfüttert werden kann. Großen Anteil am Fortschritt der Beizverfahren hat die Mittelprüfung des Deutschen Pflanzenschutzdienstes, da es seine Aufgabe ist, die Praxis vor schlecht wirkender Ware zu schützen. Alle Präparate, die auf den Markt kommen sollen, werden auf fungizide Wirkung und Verhalten dem Weizen gegenüber geprüft. Auch die Stimulations-

frage wird in die Arbeit aufgenommen. So erklärt es sich, daß ein Mittel wie Kupfersulfat, das früher einmal als ausreichend angesehen wurde, heute wieder aus der Praxis verschwunden ist, da es die Keimkraft des Korns schädigt. Der Quecksilbergehalt der neuen Mittel fällt von 16 auf 1,5%. Auch die umständliche Naßbeize verliert gegenüber der Trockenbeize und Kurznaßbeize an Bedeutung. Es entstehen Beizapparate, die ebenfalls verschiedenste Wandlungen durchmachen, nachdem auch hier der Pflanzenschutzdienst zum Besten der Landwirtschaft eingegriffen hat. Von einem Mittel zur Bekämpfung des Weizensteinbrandes fordert man heute, daß es den Befall eines stark befallenen Weizens, der ohne Behandlung zu 50 bis 80% erkranken würde, auf 0,3% herabdrückt, daß es Keim- und Triebkraft des Weizens in keiner Weise beeinträchtigt, den Menschen bei Ausführung der Beizung nicht schädigt, Eisen nicht angreift und schließlich, daß es nicht wasseranziehend ist, damit sich die Beizapparate nicht verstopfen. Die erwähnte äußerliche Desinfektion des Weizens stellt eine sehr einfache Maßnahme dar und löst eigentlich die wissenschaftlichen Fragen, soweit sie den Pflanzenschutz interessieren. Es bleibt, soweit es sich um die Mittel handelt, noch die Schaffung völlig giftfreier Präparate. Im übrigen ist die Steinbrandbekämpfung und mit ihr die Bekämpfung anderer Getreidekrankheiten mit Hilfe von Beizverfahren wie die des Haferflugbrandes, des Schneeschimmels an Roggen, der Streifenkrankheit an der Gerste u. ä. nur noch eine Frage der Organisation. Solange wir sie nicht haben, wird die Landwirtschaft immer noch große Verluste durch diese Krankheiten erleiden.

Wesentlich schwieriger ist die Verhinderung des Auftretens von Weizen- und Gerstenflugbrand. Hier kann eine äußere Desinfektion nichts nützen, da sich der Krankheitserreger im Innern des Saatkornes befindet. Hatten wir es bei Weizensteinbrand mit einer Keimlingsinfektion zu tun, so handelt es sich in diesem Fall um Blüteninfektion. Die Sporen des Krankheitserregers (*Ustilago tritici* und *Ustilago nuda*) fliegen zur Zeit der Blüte von Weizen und Gerste im Feld umher, gelangen auf die gesunde Narbe und keimen hier gleichzeitig mit dem Pollen aus. Die Pilzfäden wachsen ebenso wie die Keimschläuche der Pollen in den Fruchtknoten und die Samenanlage hinein, wo sie beim Reifen des Kornes in einen Ruhezustand übergehen, der so lange andauert, wie der des Weizenkorns. Mit der Entwicklung des Weizenkorns beginnt dann auch das Leben des Pilzgeflechtes wieder. Das Myzel wächst in der Pflanze empor und bildet im Blütenteil die Sporen, den Flugbrandstaub.

Bei der Bekämpfung dieser Pilzkrankheit kommt es darauf an, das Myzel des Erregers im Innern des Kornes abzutöten, ohne dem Korn selbst zu schaden. Wir haben hier also unmittelbar eine Heilmaßnahme vor uns. Das verdient deshalb besondere Betonung, weil die Mehrzahl aller Bekämpfungsmöglichkeiten im Pflanzenschutz vorbeugender, nicht eigentlich heilender Art sind. Mit den allgemein bekannten Beizmitteln kann der Pflanzenarzt in diesem Fall das Auftreten dieser Krankheit nicht verhindern. Da aber der Parasit geringere Sitzgrade verträgt als das Weizen- oder Gerstentorn, so liegt in der Behandlung des Getreides mit heißer Luft oder besser mit heißem Wasser die Bekämpfung. Wir haben eine Art Fieberwirkung vor uns. Die Krankheit, ausgelöst durch *Ustilago tritici* oder *nuda*, ist, um bei dem medizinischen Vergleich zu bleiben, eine solche, bei der das Fieber sehr hoch, bis fast an die Lebensgrenze der Körner, steigen muß. Ungefähr bei 52 Grad Celsius stirbt das Myzel ab, nur wenige Grade höher, bei rund 54 Grad Celsius, schon der Keimling; die Spanne zwischen den beiden Temperaturen ist sehr gering. Dies ist ein Hauptgrund, weshalb die Heißwasserbehandlung in der Praxis so schwer Fuß fassen kann. Die Spanne zwischen der Dosis curativa und der Dosis toxica, d. h. derjenigen Anwendungsmenge, welche zum Erfolg nötig ist, und einer solchen, die bereits Schädigungen an den Pflanzen hervorruft, spielt weit über die Flugbrandbekämpfung hinaus im Pflanzenschutz eine große Rolle. Benutzt man für derartige Betrachtungen den von Gafner aus der Medizin übernommenen Begriff des chemotherapeutischen Index, so liegt er bei Kupfer für die Brandbekämpfung so ungünstig, daß sich Kupfersulfat als Beizmittel nicht halten konnte und wieder verschwunden ist. Aber auch in der Obstschädlingsbekämpfung steht die Kupferverwendung gegenüber der von Schwefel nicht sehr günstig da: die fungizide Wirkung des Kupfers ist zwar groß, aber es stellen sich dafür Verbrennungen an den Blättern ein, so daß im Bodenseegebiet und an der Unterelbe Kupferkalkbrühe zur Bekämpfung des *Fusicladiums* an Äpfeln nicht verwandt werden kann. Das Klima Mitteldeutschlands läßt glücklicherweise die Benutzung von Kupfervitriol im Obstbau zu. Aus demselben Grund, aus dem man Kupfer bei Getreide nicht mehr verwendet, wird Formalin gemieden. Gute Quecksilberbeizmittel dagegen, wie Ceresan oder Germisan, haben ein sehr günstiges Verhältnis der Dosis curativa zur Dosis toxica. Aus den beiden Beispielen der Stein- und Flugbrandbekämpfung geht mit Deutlichkeit hervor, daß nur die wirksame Steinbrandbeizung befriedigt, die bisher bekannte Bekämpfungsmöglichkeit

des Flugbrandes dagegen nicht genügen kann. Deshalb kommt der Arbeit zur Erzielung flugbrandimmuner Sorten im Gegensatz zur Erzeugung von Weizen, die gegen Steinbrand nicht anfällig sind, hohe wirtschaftliche Bedeutung zu.

Die Gegenüberstellung beider Krankheiten und ihrer Bekämpfungsarten zeigt darüber hinaus, daß sowohl der Krankheitserreger als auch das Verhalten der Wirtspflanzen biologisch gut durchforscht sein müssen. Erst auf dieser Grundlage ergibt sich eine zielbewußte Bekämpfung. Der biologischen Arbeit muß die sichere Diagnose vorausgehen, so daß wir zu der Reihenfolge: Diagnose, Biologie, Bekämpfung gelangen. Sie ist das Zeichen planmäßigen Pflanzenschutzes und überall zu beobachten: In der Entwicklung des gesamten Pflanzenschutzes, bei der Erforschung einzelner Schädlinge wie bei der praktischen Arbeit des Pflanzenarztes. Im Anfang, seit Julius Kühn 1889 den Pflanzenschutzdienst ins Leben rief, bis zur Gründung der Biologischen Abteilung des Reichsgesundheitsamts im Jahr 1897, standen die Arbeiten diagnostischer Art im Vordergrund. Es kam zunächst darauf an, ausgehend vom Bild des Schadens, die Verbreitung der Krankheiten in Deutschland festzustellen. Darauf folgt die Zeit biologischer Forschung, an der die Biologische Reichsanstalt, viele Universitätsinstitute, einige Hauptstellen für Pflanzenschutz und nicht zuletzt die wissenschaftlichen Anstalten der Industrie großen Anteil haben. Erst nachdem die Phytopathologie diese Grundlage geschaffen hatte, konnte eine umfassende Bekämpfung einsetzen. Das erklärt auch, weswegen die wissenschaftlichen Abteilungen in der Biologischen Reichsanstalt sich erst nach dem Krieg entfalten konnten, und daß auch erst nach dem Kriege überall für die in Frage kommenden Gebiete Hauptstellen eingerichtet und damit in Deutschland bestehende Lücken ausgefüllt wurden. Genau dieselbe Reihenfolge in der Entwicklung können wir bei der wissenschaftlichen Bearbeitung der einzelnen tierischen Schädlinge beobachten. Dazu sollen als Beispiel die Arbeiten von Blunck, Brehmer und Kaufmann über die Rübenfliege, *Pegomya hyoscyami* dienen. Im Anfang stehen auch hier die diagnostischen Untersuchungen über das Bild des Schadens und über die einzelnen Phasen des Insekts. Es folgt dann die biologische Bearbeitung am Eistadium, die der Larven, der Puppe und des Vollkerfs. Diese Untersuchungen ergeben, daß eine Bekämpfung der Eiablage mechanisch, chemisch und biologisch nicht in Frage kommt. Die Eier finden sich auf der Blattunterseite angeklebt und wie die biologischen Untersuchungen gezeigt haben, sind sie für Wasser so gut wie undurch-

läufig. Daher kann man die Eiablage nur mit großer Mühe erreichen, außerdem vernichten Chemikalien die Eier erst in Konzentrationen, die das Rübenblatt bereits verbrennen. Ein Eiparasit *Trichogramma coanescens* ist zwar bekannt, und spielt auch in dem Massenwechsel der Rübenfliege eine gewisse Rolle. Die ungleich schnellere Entwicklung der Wespen läßt aber eine Anpassung an den Generationsverlauf der Rübenfliege nicht zu. Die Larve dringt vom Ei aus, ohne von der Blattoberfläche zu fressen, direkt in das Mesophyll des Blattes ein. Folglich ist auch die Vergiftung der Blattoberfläche mit Arsen-Spritz- oder -Stäubemitteln, wie man sie im Obstbau mit Erfolg gegen Frostspanner-raupen, Goldasterraupen und andere verwendet, nicht möglich. Im Rübenblatt legt die Larve Miniergänge und Plazminen an, die dem Landwirt das bekannte Befallsbild bieten. Hier ist die Made von der oberen und unteren Epidermis des Blattes geschützt und demnach wieder vor praktischen Bekämpfungsmaßnahmen gesichert. Die Verpuppung erfolgt im Boden, die Puppe ist gegen äußere Einflüsse wenig empfindlich. Selbst große Feuchtigkeit, die andere Puppen, wie die des kleinen Frostspanners (*Cheimotobia brumata*) so leicht vernichtet, stört die Entwicklung der Rübenfliege in keiner Weise. Düngemittel haben ebenfalls keinen Einfluß, auch tiefes Unterpflügen ist wertlos, weil die junge Fliege noch aus Tiefen von 50 Zentimetern an die Oberfläche gelangen kann.

Die einzige Möglichkeit, welche noch bleibt, dem Insekt beizukommen, ist die Bekämpfung der Fliege selbst. Sie ist auch gelungen. *Pegomya hyoscyami* läßt sich durch eine Zuckerlösung anlocken, wenn auch nicht jede Zuckerart dafür geeignet ist. Setzt man den Zuckerlösungen Magengifte zu, so gelingt die Bekämpfung. Man verwandte anfangs hierfür Natriumarsenat, da dessen chemotherapeutischer Index aber ungünstig ist, trat an seine Stelle Fluornatrium in Lösung von 0,3%. So einfach nun die Bekämpfung auch klingt, so ist sie in der Praxis doch recht schwierig durchzuführen, weil sie im richtigen biologischen Augenblick geschehen muß, nämlich zu einer Zeit, da sich die Mehrzahl der Fliegen auf dem Rübenfeld tummelt. Für die zweite und dritte Fliegengeneration kann man diesen Augenblick einigermaßen sicher errechnen. Für die erste Generation wäre es unmöglich, hätte man nicht Anhaltspunkte in gewissen phänologischen Merkmalen, die man hier nutzbringend verwenden kann. Der erste Flug findet nämlich im deutschen Klima zu Beginn des vollen Erblühens der Süßkirschen statt, die Eiablage zu Anfang des Aufblühens der Roßkastanie. Aber trotz aller Rücksicht

auf die Biologie des Insektes wird man nicht in allen Jahren vollen Erfolg erzielen, denn es gibt Jahre, in denen sich die Eiablage lange hinzieht und dann die Generationen sich überschneiden.

Die Rübenfliege ist in neuester Zeit des öfteren Gegenstand epidemiologischer Forschung gewesen. Ein für den Pflanzenschutzdienst wesentliches Ergebnis dieser Beobachtungen ist, daß in unserm gemäßigten Klima bei mittleren Niederschlägen die Gefahr der Rübenfliegennot am größten ist. Für die Voraussage von Epidemien, wie wir sie übrigens auch im Weinbau für einen pilzlichen Schädling, die Peronospora, kennen, ist gegebenenfalls die Aufstellung des Vermehrungskoeffizienten von Wichtigkeit. Rechnet man mit einer Ablage von 50 Stück, einem Geschlechtsverhältnis von 1:1 und 3 Generationen im Jahr, so vermag eine Fliege 15652 Nachkommen zu erzeugen. Soll sich die Zahl der Fliegen von einem Jahr zum anderen auf der gleichen Höhe halten, so müßten theoretisch 96% der Nachkommen umkommen, nur 4% dürften am Leben bleiben. Ein sehr großer Prozentsatz wird im Puppenstadium durch Parasiten, vor allem aus der Gattung *Opius*, vernichtet. Werden nur 50% befallen, so muß man mit einer Epidemie rechnen. Stellt man jedoch einen Befall zu 90% fest, so reicht die Zahl der überlebenden Fliegen nicht aus, um ein epidemisches Auftreten zu verursachen. Da die Verpuppung von *Pegomya hyoscyami* in 1—4 Zentimeter Tiefe, also in der Nähe der Hauptwurzeln, erfolgt, gelangt eine große Zahl Puppen mit den Rüben in die Zuckerfabriken und beim Waschen in das Schwemmwasser. Hier läßt sich unschwer feststellen, wie stark der Befall auftritt und daraus kann man die erwähnten Schlüsse auf Ausbreitung des Schädling ziehen. Ebenso wie der forschend arbeitende Pflanzenpathologe zuerst eine Diagnose aufstellen muß und dann die Biologie des Parasiten zu ergründen versucht, wobei er das physiologische Verhalten der Wirtspflanze zum Parasiten in seine Betrachtungen einbezieht, so muß auch in jedem Fall der praktisch arbeitende Pflanzenarzt handeln. Für ihn liegt der Schwerpunkt in der sicher und schnell gestellten Diagnose, die freilich oft auf Schwierigkeiten stößt.

Die bisher als Beispiele erwähnten Parasiten gehören zum Teil (Steinbrand — Flugbrand) in das Reich der Pilze, zum Teil (Rübenfliege) in das der Insekten. Gerade in neuester Zeit werden Pflanzenkrankheiten bekannt, an deren Entstehung sowohl Pflanzen als auch Tiere beteiligt sind. Als Beispiel sei hier das Ulmensterben genannt. Bei ihrem akuten Verlauf fangen mehr oder weniger große Zweigstellen des Baumes plötzlich an zu welken. Diese Erscheinung kann so

schnell vorangehen, daß die Blätter plötzlich vertrocknen und am Baum hängen bleiben. Bei chronischem Verlauf kann sich das Absterben einzelner Zweige am ganzen Baum einige Jahre hinziehen, es zeigt sich zunächst nur eine lichte Belaubung. Die Bedeutung der Krankheit kommt dadurch zum Ausdruck, daß in Holland die Ulmen schon im Aussterben begriffen sind, und am deutschen Niederrhein die Bäume ganzer Straßenzüge niedergelegt werden müssen. Nicht anders scheint es in Schleswig-Holstein zu sein und leider hat auch in Hessen der pilzliche Krankheitserreger dieses Ulmensterbens, *Graphium ulmi*, Eingang gefunden, so daß auch wir damit bekannt geworden sind. In Worms mußten kürzlich 180 Bäume gefällt werden, in Mainz und seiner Umgegend noch mehr. Seit kurzem klagt auch die Kurverwaltung von Bad-Nauheim über das Auftreten dieser Krankheit in ihren Anlagen. Der Pilz *Graphium ulmi* breitet sich im Splintholz aus, der Baum antwortet darauf mit Tüllenbildung und Gummiabsonderung an den Stellen, die der Pilz angreift. Dadurch wird die Leitung der Stoffe unterbunden, in einer Weise, die man schon lange bei der Gruppe der Welkekrankheiten unserer Kartoffel kennt; die Pflanze verübt, wie Roepke sich ausdrückt, Selbstmord. An der Übertragung der Krankheit hat der Ulmenborkenkäfer, *Scolytus scolytus*, hohen Anteil; er schleppt die Sporen teils äußerlich an seinem Körper, teils in seinem Darm fort. In seinem Kot finden sich keimfähige Sporen in Menge. Für die Übertragung ist der Ernährungsfraß der Käfer von besonderer Bedeutung. Er frisst mit Vorliebe an den Gabelstellen jüngerer Äste von gesunden Bäumen, in die dadurch entstehenden Wunden gelangen die Pilzsporen, keimen und lassen ihr Myzel in die Wasserleitungsbahnen des Holzkörpers dringen, wo es sich verbreitet und Veranlassung zu Braunfärbung und Tüllenbildung gibt.

Man bekämpft zur Zeit die Krankheit durch Entfernen und Verbrennen der befallenen Äste oder des ganzen Baumes, je nach der Stärke des Befalls. Eine derartige Maßnahme, die Vernichtung ganzer Pflanzenteile zur Beseitigung begrenzter Krankheitsherde, muß im Pflanzenschutz des öfteren getroffen werden. Dieses Vorgehen trägt den Pflanzenärzten häufig den Vorwurf ein, sie wären gegen die Krankheit so gut wie machtlos. Dabei bedenkt man nicht, daß es sich hier um einen ganz ähnlichen Eingriff in das Leben der Pflanze handelt, wie ihn der Chirurg häufig bei seinen Operationen vornimmt. Nach erfolgreicher Operation wird niemand behaupten, der Arzt sei der Krankheit gegenüber machtlos gewesen.

Für die Zukunft ergeben sich jedoch bessere Aussichten, des Ulmensterbens Herr zu werden als bisher, und zwar bietet die Immunitätszüchtung die Möglichkeit hierzu. Man hat nämlich mit Hilfe künstlicher Infektion festgestellt, daß die Ulmenarten gegenüber *Graphium ulmi* ganz verschieden anfällig sind, und kennt bereits widerstandsfähige Ulmenarten. Die Pflanzenzüchtung ist im Begriff, hier genau so erfolgreich vorzugehen, wie bei der Kartoffelkrebsbekämpfung.

Wie notwendig ein geordneter Pflanzenschutzdienst nicht nur für die Beratung, sondern auch für Ausübung der Aufsicht ist, zeigt ebenfalls das Beispiel des Ulmensterbens. Denn als die Krankheit bekannt wurde und sich die Phytopathologen mit ihr zu beschäftigen begannen, hat sich sofort auch das Kurpfuschertum der Sache angenommen. Da ja bekanntlich der Kurpfuscher, solange der Gelehrte noch mit exakter Forscherarbeit beschäftigt ist, sein Unwesen am ungestörtesten treiben kann, so findet er in dieser Zeit des Abwartens die Möglichkeit, sich vorzudrängen. So wurden an vielen Stellen in Deutschland den Ulmen gekochter Rhabarbersaft und dergleichen Zaubermittel eingepreßt. Ausländische wie deutsche Stadt- und Gartenbauverwaltungen haben die ihnen von den Kurpfuschern vorgeschriebenen Arbeiten und Versuche, für die viel Geld ausgegeben wurde, so gründlich ausgeführt, daß man sogar unbehandelte Kontrollbäume vernichtete im Glauben, sie könnten eine Quelle der Ansteckung werden. Auch in Hessen wurde, noch bevor der Hessische Pflanzenschutzdienst geschaffen wurde, für diese zwecklose Bekämpfung viel Geld ausgegeben. Das beste Beispiel für einen durch Dilettantismus angerichteten Schaden bietet aber wohl die Stadt Amsterdam, die abgestorbene Ulmenbäume einer hochanfälligen Art niederlegte und, obwohl die holländischen Phytopathologen bereits den Lauf der Krankheit übersahen, wieder die gleiche anfällige Sorte anpflanzte.

Die bisherigen Beispiele waren dem Gebiet der parasitären Krankheiten entlehnt. Eben solche Bedeutung wie den parasitären, durch Pflanze oder Tier hervorgerufenen Krankheiten, kommt aber auch den nicht parasitären zu. Übersieht man angesichts dieser Tatsache die Geschichte der Phytopathologie, so ist zu erkennen, daß die parasitären Krankheiten bereits einigermaßen erforscht sind, daß aber auf dem Gebiete der nicht parasitären noch außerordentlich viel zu tun übrig bleibt. Da es sich hier nicht um mykologische, bakteriologische oder entomologische Arbeiten handelt, sondern um das viel schwierigere Gebiet der Pflanzenphysiologie, so wird die verschieden weit vorgeschrittene Ent-

wicklung verständlich. Ganz hilflos stehen wir aber zum Glück auch diesen Fragen nicht mehr gegenüber. Ein Beispiel aus älterer und eines aus neuester Zeit sollen zeigen, wie auch nicht parasitäre Erkrankungen unserer Kulturpflanzen durch Heilmaßnahmen sicher und schnell bekämpft werden können.

Jüngste Forschungen haben gezeigt, daß die Herz- und Trockenfäule der Rüben auf Mangel an Bor zurückzuführen ist. Brandenburg hat in Wasserkulturen ohne Borzusatz Rüben gezogen und bei ihnen Herz- und Trockenfäule erzielt, die er durch Zusatz von Bor sofort zum Verschwinden bringen konnte, sofern sie sich noch im Anfangsstadium befand.

In ähnlicher Weise wie eine andere Alkali-Krankheit, die Dörrfleckenkrankheit des Hafers, die sich als eine Mangammangelkrankheit herausgestellt hat, durch Zusatz von Mangansulfat geheilt wird, kann die Herz- und Trockenfäule durch Borzusatz beseitigt werden. Inzwischen ist dieses Heilverfahren auch im großen in der Landwirtschaft erprobt worden, und zwar in Schlessien, wo Herz- und Trockenfäule seit einer Reihe von Jahren ganz außerordentlich schwere Schäden in den Zuckerrübenfeldern hervorruft. Die Schädigungen sind derart, daß die Ernten bis auf 25—30 Doppelzentner auf den Viertelhektar herabgedrückt werden, und zwar besonders in trockenen Jahren. In Frage kommen dabei alle die Böden, welche mit dem Scheideschlamm der Fabriken stark gefalzt wurden und hohe Alkalität zeigen. Aus diesem Grunde hatte man bis jetzt auch immer angenommen, die geschilderte Erscheinung sei eine sogenannte Alkali-Krankheit. Schon Gaben von 2 Kilogramm Bor-säure oder 3 Kilogramm Borax auf den Hektar haben eine ganz wesentliche Einschränkung der Krankheit und damit eine Ernteerhöhung gebracht. Bei Gaben von 3 Kilogramm Bor-säure oder 4½ Kilogramm Borax fand man nur noch ganz vereinzelt kranke Pflanzen und es konnten die Ernten auf 80—90 Doppelzentner auf den Viertelhektar gesteigert werden. Bei der Anwendung dieser geringen Bor-säure- oder Boraxmenge muß selbstverständlich auf gleichmäßige Verteilung geachtet werden; die Gabe wird darum zweckmäßig mit Sand gemischt aufgetragen. Da der ganze Kostenaufwand auf den Hektar etwa 6—8 Mark beträgt, so besteht kein Zweifel an der Wirtschaftlichkeit dieser Behandlung. Noch nicht ermittelt wurde bisher, wie weit die Borgabe gesteigert werden darf. Das ist deshalb wichtig, weil Bor-säure an sich und noch dazu in größeren Mengen ein Pflanzengift darstellt. Ebenso muß noch festgestellt werden, ob die Wirkung längere Zeit anhält, oder ob die Ver-

wendung von Bor bei jedesmaligem Anbau von Rüben auf überkaltem Boden vorgenommen werden muß. Diese Versuche werden, wie auch die bisherigen von der Biologischen Reichsanstalt in Verbindung mit Dr. Brandenburg, dem die Entdeckung der Borsäure-Wirkung zu danken ist, fortgesetzt. Anzunehmen ist, daß die im Boden überall vorhandene geringe Borsäuremenge durch hohe Kalkgaben festgelegt werden kann. Dieser Vorgang beansprucht aber mindestens eine Vegetationsperiode, so daß eine Borgabe sich auf alle Fälle eine Vegetationsperiode lang auswirkt.

Es wurde hier der Versuch unternommen, die Pflanzenkrankheiten unter verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten. Dabei wurde auch darauf hingewiesen, daß es Krankheiten gibt, die, da ihre Bekämpfung keine Rätzel mehr zu lösen gibt, für den Pflanzenschutzdienst nur noch Interesse in bezug auf die Organisation bieten. Als Beispiel dafür möge der Steinbrand gelten. Es gibt ferner Krankheiten, die man auf Grund zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten bekämpfen kann. Die Heilverfahren werden auch schon durch die Hauptstellen für Pflanzenschutz wirksam angewendet. Es sind bei ihnen jedoch noch nicht alle Fragen so weit geklärt, daß nicht immer wieder aus der Praxis das Verlangen nach besseren Verfahren laut würde. Hierbei handelt es sich um Krankheiten, die im Brennpunkt des Interesses aller Beteiligten stehen, der Wissenschaft, des Pflanzenschutzdienstes und der Praxis; man könnte das Ulmensterben dazu rechnen. Weiter sind uns aber auch noch eine ganze Reihe von Krankheiten bekannt, die viel Schaden verursachen, für die aber der Pflanzenschutzdienst vorläufig keine Möglichkeiten der Bekämpfung hat. Es seien als Beispiele genannt die Getreideroste und die Kraut- und Knollenfäule der Kartoffel. Daß sich die Praxis mit den Versuchen zur Bekämpfung dieser Krankheiten beschäftigte, halte ich für bedenklich, wenn ich auch zugebe, daß auf empirischem Wege Bekämpfungsmöglichkeiten gefunden werden können. Die Möglichkeit, daß das vorhin gezeigte Kurpfuschertum hier wiederum seine Ernte halten könnte, ist viel größer. Alles das sind Fragen, die in erster Linie die Wissenschaft angehen. Da der Pflanzenschutzdienst ein dringendes Interesse an den Ergebnissen hat, so wird es von Vorteil sein, wenn Wissenschaft und Pflanzenschutzdienst eng zusammenarbeiten. Jeder allerdings an seiner Stelle, denn auch für Phytopathologie, Pflanzenschutz und Praxis sollte die Richtlinie gelten „Schuster bleib bei deinem Leisten“. Ein derartiges Zusammenarbeiten hat sich zum Vorteil der Sache in den letzten Jahren an den verschiedensten Stellen erfreulicherweise entwickelt.

Angebotene Vorträge.

Den Städten und Kreisen Hessens stellt die Hochschulgesellschaft folgende Vorträge von Dozenten der Universität Gießen zur Verfügung:

Geheimerat Professor Dr. Behagel:

Die deutschen Scheltwörter.

Die Triebkräfte im Leben der deutschen Sprache.

Frau Professor Dr. Bieber (als Vorträge mit Lichtbildern):

Kulturbüte des Mittelmeergebietes im 2. Jahrtausend vor Christus.

Neue Denkmäler archaischer griechischer Skulptur.

Griechische Kleidung, erläutert an antiken Statuen und lebenden Modellen.

Aufführungen von Tragödien und Komödien in der Antike.

Ausgrabungen in Herculaneum.

Die Mystervilla bei Pompeji und ihre Wandgemälde.

Ostia, die Hafenstadt des kaiserlichen Rom.

Archäologische Arbeiten im Rom Mussolinis.

Professor Dr. Bley:

Vorträge aus den Gebieten des Bürgerlichen Rechts einschließlich des Handels- und Wirtschaftsrechts, sowie aus dem Gebiete des Prozeßrechts einschließlich des Konkurs-, Schulden- und Sanierungsrechts.

Professor D. Bornkamm:

Jakob Böhme.

Die Religion des Paracelsus.

Luthers Bedeutung für die deutsche Staatsanschauung.

Lessing und das Christentum.

Herder und das Christentum.

Schiller und das Christentum.

Professor Dr. Eger:

Das Recht der Kartelle.

Professor Dr. Fischer:

Die geschichtlichen Grundlagen des amerikanischen Geisteslebens.

Der amerikanische Roman der Gegenwart.

Die amerikanischen Universitäten.

Deutschland im Spiegel Amerikas (ein oder zwei Vorträge).

Die amerikanische Gesellschaft im Spiegel der zeitgenössischen amerikanischen Literatur.

Professor Dr. Göze:

Kultur und Sprache.

Wege des Geistes in der Sprache.

Die bedrohten Außengebiete des Deutschtums.

Die geistigen Grundlagen der Reformationszeit.

Weiter können gewählt werden Gegenstände aus dem Gebiete der deutschen Sprache und Volkskunde, der älteren deutschen Literatur, Volkslied, Märchen, Fach- und Sondersprachen, Wort- und Namenforschung.

Professor Dr. Harrassowitz:

Wie der Rhein entstand.

Die Entstehung des Vogelsbergs.

Bedingungen des Lebens.

Gletscher und Eiszeit.

Vom Urmenschen.

Der Redner ist jederzeit gern bereit, bei rechtzeitiger Anmeldung auf Wunsch über aktuelle oder besonders interessierende Gegenstände wie z. B. Erdbeben, Vulkanausbrüche oder Geologie einer bestimmten Gegend zu sprechen.

Professor Dr. G. Herzog:

Gewebezüchtung und Biologie mit Filmvorführungen.

Professor Dr. Hildebrandt:

Genuß- und Rauschgifte.

Professor Dr. Rinkel:

Goethes Faust.

Goethes Lyrik.

Das Wesen des Dramas.

Das Wesen der Romantik.

Rant und die Bedeutung seiner Philosophie für unsere Zeit.

Segels Ästhetik.

Natur, Kunst und Sittlichkeit.

Idee und Erfahrung.

Das Humanitätsideal unserer Klassiker.

Das Transzendente (Übersinnliche) in der Dichtkunst.

Professor Dr. Klute (als Vorträge mit Lichtbildern):

Der Kilimandscharo, ein tropischer Riesenvulkan.

Reisen in Argentinien und Chile.

Jugoslawien.

Die ehemaligen Kolonien Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika und ihr Wirtschaftswert.

Professor Dr. Küster (als Vorträge mit Lichtbildern):

Darstellung der Pflanzen in der bildenden Kunst.

Deutsche Gärten.

Künstlerische Gartengestaltung vom 15. bis 20. Jahrhundert.

Professor Dr. Th. Mayer:

Grundlinien der deutschen Wirtschaftsentwicklung.

Die ostdeutsche Kolonisation.

Die Entstehung des Deutschtums in den Sudetenländern.

Das mittelalterliche Kaisertum.

Die Wetterau in der deutschen Geschichte.

Professor Dr. Nombert:

Kultur und Wirtschaft.

Entstehung und Entwicklung des Geldes.

Die deutsche Währung.

Die Organisation der Volkswirtschaft.

Professor Dr. Rauch:

Albrecht Dürer und Matthias Grünewald.

Deutsche Dome.

Von hessischer und mittelhheinischer Kunst (Baukunst, Plastik, Malerei).

Wandlungen moderner Kunst (vom Impressionismus zum Expressionismus zur neuen Sachlichkeit).

Professor Dr. Koloff:

Die deutsche Westgrenze im Laufe der Jahrhunderte.

Deutsche und Slawen seit einem Jahrtausend.

Die Wirkung des Dreißigjährigen Kriegs auf Deutschland.

Friedrich der Große und das Deutsche Reich.
Napoleon I. und Deutschland.
Bismarck und Napoleon III.
Die deutsche Kolonialpolitik.
Die Verantwortlichkeit am Weltkrieg.

Professor Dr. Sessous:

Die Bedeutung der Landwirtschaft für die Volkswirtschaft.
Fragen des Pflanzenbaus und der Pflanzenzüchtung.
Aus dem Gebiet der kolonialen Landwirtschaft (mit Lichtbildern):
Als landwirtschaftlicher Sachverständiger in der Türkei; in Samoa.

Professor Dr. Steinbüchel:

Das mittelalterliche und das neuzeitliche Menschbild, erläutert an
Thomas von Aquino und Immanuel Kant.
Friedrich Nietzsche in der geistigen Situation der Gegenwart.
Hegels Lebenswerk.

Professor Dr. Stoltenberg:

Die Macht der Gesellschaft über die Seele.
Die seelischen Zusammenhänge in der Gesellschaft.
Der Lebenswert der Farbe.
Arno Holz, sein Kreis und sein Werk.
Die Reklame.

Professor Dr. Viëtor:

Georg Büchner.
Gerhart Hauptmann.
Die gegenwärtige Lage der deutschen Literatur.

Professor Dr. Zwick:

Über neuere Methoden der Tierseuchenbekämpfung.
Biologische Vorgänge beim Entstehen und Vergehen von Infektions-
krankheiten.

Die Städte oder Kreise, die die Abhaltung eines dieser Vorträge
wünschen, werden gebeten, sich mit dem Schriftführer der Gesellschaft
(Professor Dr. Böttcher, Gießen, Karl-Vogt-Straße 13) in Ver-
bindung zu setzen. Sie tragen die Ankosten für Fahrt, Unterkunft und
Verpflegung des Vortragenden.

Verordnung des Reichspräsidenten

über die Wahlprüfungskommissionen für die Reichstagswahlen vom 1. März 1933

Im Namen des Reichspräsidenten, auf Grund des Artikels 48 der Weimarer Reichsverfassung, wird verordnet:

§ 1. Die Wahlprüfungskommissionen für die Reichstagswahlen vom 1. März 1933 sind in der Weise zu bilden:

1. Die Wahlprüfungskommissionen sind in der Zahl von vier für die Reichstagswahlkreise I bis IV zu bilden.

2. Die Wahlprüfungskommissionen sind in der Weise zu bilden, dass jede Kommission aus drei Mitgliedern besteht, von denen zwei Mitglieder durch den Reichspräsidenten ernannt werden und ein Mitglied durch die Landesparlamentarier ernannt wird.

3. Die Wahlprüfungskommissionen sind in der Weise zu bilden, dass jede Kommission aus drei Mitgliedern besteht, von denen zwei Mitglieder durch den Reichspräsidenten ernannt werden und ein Mitglied durch die Landesparlamentarier ernannt wird.

4. Die Wahlprüfungskommissionen sind in der Weise zu bilden, dass jede Kommission aus drei Mitgliedern besteht, von denen zwei Mitglieder durch den Reichspräsidenten ernannt werden und ein Mitglied durch die Landesparlamentarier ernannt wird.

5. Die Wahlprüfungskommissionen sind in der Weise zu bilden, dass jede Kommission aus drei Mitgliedern besteht, von denen zwei Mitglieder durch den Reichspräsidenten ernannt werden und ein Mitglied durch die Landesparlamentarier ernannt wird.

6. Die Wahlprüfungskommissionen sind in der Weise zu bilden, dass jede Kommission aus drei Mitgliedern besteht, von denen zwei Mitglieder durch den Reichspräsidenten ernannt werden und ein Mitglied durch die Landesparlamentarier ernannt wird.



Die Gießener Hochschulgesellschaft dient der Pflege der Beziehungen zwischen Wissenschaft u. praktischem Leben. Sie will wissenschaftliche Bildung verbreiten und die Universität Gießen fördern. Die Mitgliedschaft (jährlich 10 Mark für ordentliche, 5 Mark für außerordentliche Mitglieder) wird durch Meldung bei der Commerz- und Privatbank in Gießen, Johannesstraße 17, erworben. Die „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ leitet Professor Dr. Alfred Böke, Gießen, Ludwigstraße 45